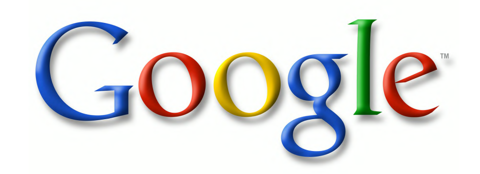
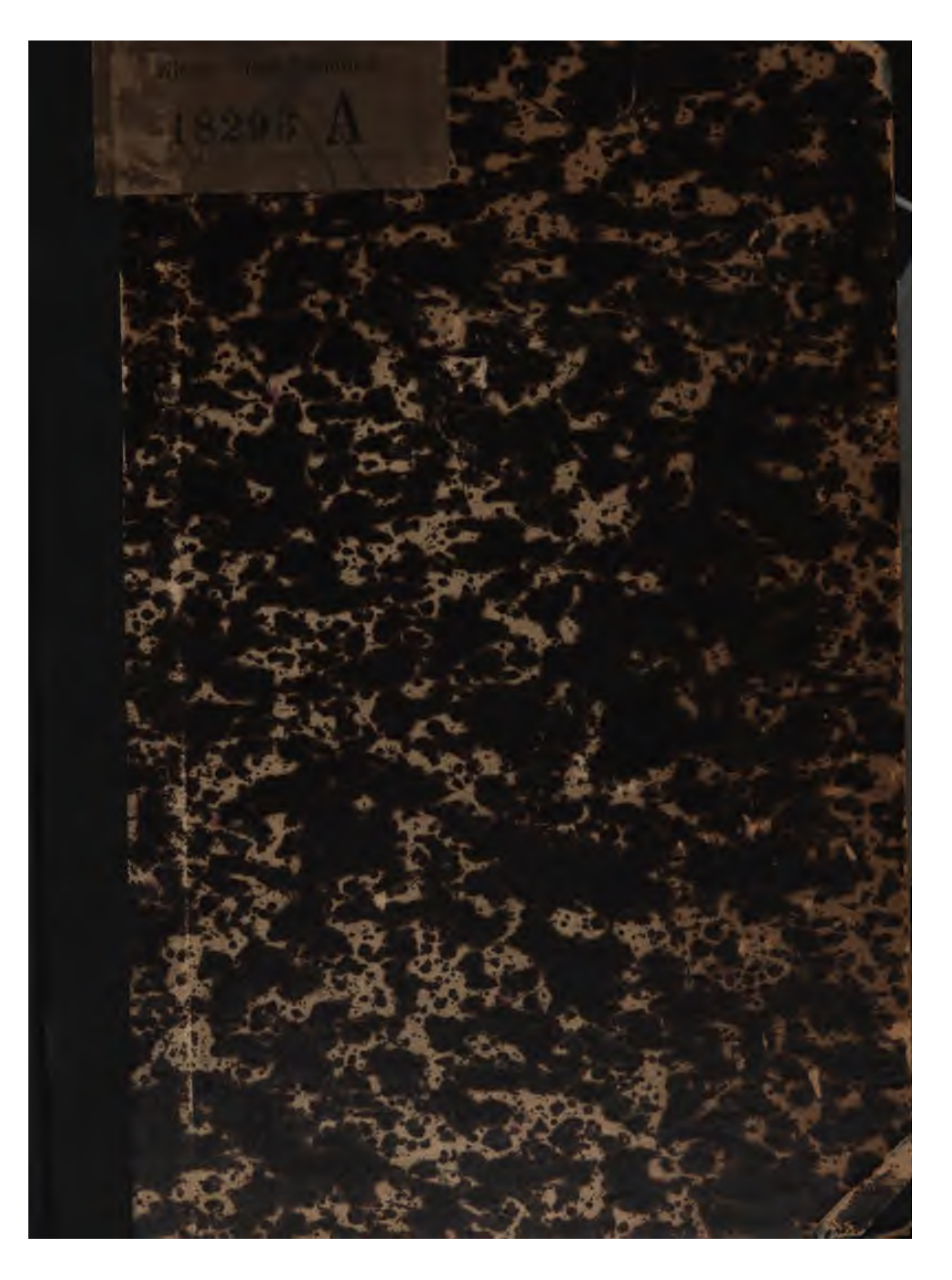





STANFORD UNIVERSITY LIBRARY





Aus der

Messias- und Werther-Zeit.

Von

H. M. Richter.

I. Klopstock's Wiener Beziehungen.

II. Der junge Werther in Wien und Wien in der Werther-Epoche.



Wien.
Verlag von L. Rosner.
1882.



Vorwort.

Ein Buch wie dasjenige, welches ich hiermit in die Welt sende, bedarf keiner Rechtfertigung, denn es handelt von unseren classischen Dichtern, von Klopstock und Goethe. Es bringt Nachrichten über die Wirkung und Verbreitung ihrer Werke in Oesterreich und wird deshalb in Deutschland Allen willkommen sein, welche gerne von den persönlichen Beziehungen, wie auch von dem Einflusse der beiden Dichter auf Bildung und Gesittung eines Volksstammes lesen, der ein Jahrtausend lang ein wichtiges Glied der deutschen Nation in ihrer politischen Vereinigung gewesen und seinen geistigen Zusammenhang mit Deutschland auch jetzt noch aufrechterhält. Deutsch-Oesterreich nimmt an dem deutschen Culturleben durch eigene Production, wie nicht minder durch das geschichtliche Bewußtsein regen Antheil. Das letztere wird durch Arbeiten von der Art der in diesen Blättern enthaltenen wachgerufen, und so darf dieses Buch sich wohl einer beson-

deren Beachtung in Deutsch-Oesterreich versehen, wo mehr als jemals von Deutschthum und Verehrung für Kaiser Joseph — gesprochen wird. Nun, diese Abhandlungen geben, ohne irgend welche politische Tendenz an der Stirne zu tragen, dem Deutschthum ein historisches Fundament, sie knüpfen an die jetzt so lebendige josephinische Tradition an und insoferne dürfen sie wohl auf ein freundliches Interesse rechnen. Speciell die Freunde der Geschichte der Stadt Wien finden darin eine Schilderung des geistigen Lebens der Reichshauptstadt, die damals einen regen Antheil nahm an allen Erscheinungen der deutschen literarischen Production und in ihrem Denken und Empfinden sich als eine deutsche Stadt darstellt.

Diese Abhandlungen schließen sich meinen früheren an über die Volksschriften und Volkslieder in Oesterreich, über Gellert und Lessing in Oesterreich, über das deutsche Theater in Wien, die Wiener literarischen Zeitschriften und Aehnliches. Sie sind nicht aus dem literarisch-ästhetischen Gesichtspunkte, sondern aus dem sittengeschichtlichen abgefaßt und stützen sich überall auf Zeugnisse der Zeit. „Aus der Messias- und

Werther-Zeit" ist der Titel des Buches, das zwei selbstständige Abhandlungen: „Klopstock's Wiener Beziehungen" und „Der junge Werther in Wien und Wien in der Werther-Epoche" unter einem gemeinsamen Titel vereinigt. Doch stehen die beiden Arbeiten weder in Bezug auf Stoff noch Zeit außer Verbindung. Im Gegentheile, der Messias-Zeit schließt sich die Werther-Zeit genau an, ebenso wie aus der Begeisterung für den „Messias" die Werther-Stimmung und auf den „deutschen Homer" der junge Goethe folgt. Zartgestimmte weiche Seelen, die Klopstock, dem „seraphischen Sänger", in überschwänglicher Weise huldigten, schwärmten mit Werther. Aus der Klopstock'schen Schönseligkeit floß die Werther-Sentimentalität, wie Werther und Lotte im Augenblicke höchster Liebesseligkeit den Namen Klopstock's flüstern.

Ich habe nur noch über die verschiedene Behandlung des Stoffes in den zwei Abhandlungen ein Wort zu sagen. Die Arbeit über Werther ist vor zwei Jahren in der „Deutschen Revue" erschienen und hatte dort eine polemische Einleitung. Da ich sonst an der ganzen Arbeit, bis auf eine kleine Zuthat

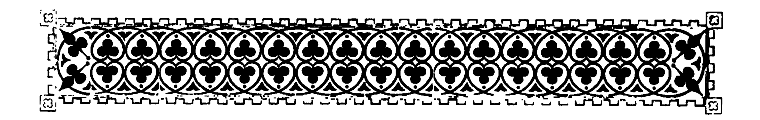
in den literarischen Details, nichts geändert, so mochte ich die Einleitung nicht anders erscheinen lassen, als sie sich vor dem beschränkten Kreise der Leser einer Zeitschrift dargestellt hat. Diese polemischen Eingangsworte könnten leicht den Glauben erzeugen, als ob es sich mir um „Rettungen“ in einem gewissen Sinne handeln würde. Durchaus nicht. Mancher Vorwurf, der in den Augen des Geschichtskenners auf dem Leben der alten Kaiserstadt an der Donau lastet, ist nicht hinwegzuläugnen. Und selbst in unserem Falle, wo eine Polemik gegen die Vorführung einer ja auf den ersten Blick unwahrscheinlichen Thatsache berechtigt ist, sollte sie mir blos den äußeren Anlaß bieten zu einer Schilderung des Wiener geistigen Lebens in der Werther-Epoche und der Eindrücke, welche eine die ganze Welt in Flammen setzende Dichtung auch in Wien hinterlassen hat.

Wien, am 3. December 1881.

Der Verfasser.

I.

Klopstock's Wiener Beziehungen.



I.

Es stand gar traurig um das politische und geistige Leben des deutschen Volkes in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Die Verfassung des Reiches war nur mehr eine hohle Form, jedes nationale Leben und Bewußtsein war erstorben, der Particularismus hatte die Einheit vernichtet, das Fremdländische hatte obgesiegt, aller höhere Gedankeninhalt schien dem Volke für immer fremd geworden zu sein. Deutschland besaß auch keine Literatur mehr.

Die schöne, kräftige, ausdrucksfähige Sprache der Deutschen schien gleichfalls vernichtet. Da begann mit einemmale eine Bewegung der Geister. Klopstock redete zuerst wieder die begeisterte Sprache eines tiefen Gefühls, der Liebe, der Freundschaft, der religiösen Andacht und der Vaterlandsliebe. Lessing befreite mit siegreicher Kritik die Deutschen von den falschen Kunstregeln der Franzosen, schuf mustergiltige Vorbilder für das deutsche Lustspiel und Drama, lehrte die Erkenntniß des Wesens der Künste. Das jüngere Geschlecht, aus dem Herder, Goethe und Schiller entsprossen, war von Klopstock und Lessing begeistert, weil unmittelbar

berührt, und sah in ihnen, in den Alten und den Britten die würdigen Vorbilder und so war die Höhe des Classicismus erreicht.

Der erste der bahnbrechenden Heroen war Klopstock. Sein Auftreten machte Epoche. Mit seinem „Messias" wurde der seraphische Sänger wie eine hehre Erscheinung betrachtet. Alles war neu, die erhabene Dichtung begeisterte, die deutsche Sprache entfaltete mit einemmale die herrlichsten Reize, die höchste Kraft, Ausdrucksfähigkeit und Schönheit. Außerordentlich war schon der Eindruck, den die handschriftlich mitgetheilten Proben des neuen Heldengedichts auf die Freunde des Dichters gemacht.

Als die drei ersten Gesänge gedruckt waren, drang der Beifall in weitere Kreise. Die Leser der „Neuen Beiträge" tauschten in Briefen ihre Gefühle der Begeisterung und Bewunderung aus. Kleist schreibt entzückt an Gleim: „Milton's Geist hat sich über den Verfasser ausgegossen .... Nun glaube ich, daß die Deutschen noch was Rechtes in der schönen Wissenschaft mit der Zeit leisten werden. Solche Poesie und Hoheit des Geistes konnte ich mir von keinem Deutschen vermuthen."

Der Reiz der Anonymität war verlockend und allgemein war das Fragen nach dem Namen des unbekannten heiligen Sängers, den man fast sprichwörtlich den „deutschen Milton" nannte. Ein Zeitgenosse, der Klopstock's Andenken, kurz nach dessen Hinscheiden, in Quedlinburg — an des Dichters Geburtsorte — gefeiert, läßt sich über die Wirkung des „Messias" also vernehmen: „Außer Luther's Bibelübersetzung und etwa noch Gellert's Schriften hat noch nie ein deutsches Werk gleiches Aufsehen erregt wie der „Messias". Freunde

und Neider, Bewunderer und Tadler traten von allen Seiten in Menge auf. Alle Flugblätter und kritische Zeitschriften sprachen fast immer nur für und wider den „Messias".

Wir wissen, wie sich anläßlich dieser neuen Erscheinung zwei Heerlager bildeten, Zürich und Leipzig. In Klopstock sahen die Schweizer den Messias der deutschen Dichtung, während Gottsched und die Seinen Klopstock auf das Heftigste angriffen. Einzelne der Gegner erklärten die Dichtung als dem Glauben gefährlich, andere bekämpften die epische Form, andere den Mangel des Reimes. Aber Klopstock's enthusiastische Freunde in der Schweiz nahmen bekanntlich den Kampf auf. Pfarrer Heß in Altstetten schrieb seine „Zufällige Gedanken über das Gedicht: Der Messias"*) und Bodmer sang in einer Ode:

„Milton löscht' aus und ersetzte die menschlichen kleinen Gedanken
Nun durch Gedanken, die Himmlische denken:
Aber Du löschtest nicht aus; Du hattest als Mensch die Gedanken
Schon gedacht, welche die Himmlischen denken."

Bodmer sorgte für literarische Anzeigen, bald zeigten sich im Parteienkampfe die Schweizer den Leipzigern überlegen. Endlich ließ sich Lessing's jugendliche aber kräftige Stimme zu Gunsten Klopstock's vernehmen. Offen trat der junge Lessing auf die Seite der Verehrer Klopstock's, den er als Epoche machende Erscheinung ausruft: „Den Messias", sagt Lessing, „wird man noch immer ein ewiges Gedicht nennen, wenn die Poesien seiner Gegner längst in Vergessenheit begraben sein werden." Er nennt Gottsched gestraft

*) Vgl. David Friedr. Strauß: Klopstock's Jugendgeschichte, Bonn 1878. Verlag von Emil Strauß.

genug dadurch, daß er zu Denen gehöre, welche nicht im Stande seien, dies große Gedicht zu würdigen.

Die Verehrung für das Werk des Dichters übertrug sich auf seinen Urheber. Mit Begeisterung wurde der Dichterjüngling in der Schweiz aufgenommen; die dortige Gesellschaft betrachtete ihn wie ein höheres Wesen, nach dem Beispiele Bodmer's, welcher, nach seinem Geständnisse, den neuen Freund wie ein Gläubiger einen heiligen Dichter des alten Bundes angeschaut. Erst Klopstock's zwangloses Betragen, seine Tibull'schen Verse, sein Umschwärmen der Mädchen, seine Lust an Wein und Gesang erinnerten die älteren und pedantischen Freunde daran, daß sie einen Menschen, „wenn auch von einer höchst starken Imagination," vor sich hatten. In großen Zwischenräumen erschienen die Gesänge des „Messias", jede Fortsetzung des Werkes schuf neue Bewunderer. Klopstock hatte den Geschmack der Lesewelt ganz und gar verändert. Der „Messias" wurde ein Volksbuch der gebildeten Stände, gelesen und bewundert von Gelehrten wie von den schönen Seelen, die sich zu der Gemeinde der Edlen zählen wollten. Der fünfzehnjährige Wieland in Klosterbergen weinte über dem „Messias" die „hellen Thränen der Entzückung". Ihm war die Bezeichnung „der deutsche Milton" viel zu gering, er fand das Ganze im „Messias" größer und majestätischer, das Wunderbare natürlicher, glaubwürdiger, anständiger, die Charaktere besser ausgebildet, abwechselnder, rührender, die Erfindung wahrscheinlicher, scharfsinniger, neuer, interessanter als in Milton's „verlornem Paradies". Wie hier der Knabe, so spricht auch die Literaturgeschichte, die noch unter dem Einflusse von Klopstock's Persönlichkeit geschrieben war. Sie stellt ihn unbedenklich

höher als Homer, höher als Milton, nennt ihn ein Wunder des Jahrhunderts und seinen „Messias“ ein Meisterstück des menschlichen Geistes. Sein Gesang begeisterte in Göttingen die jungen Sänger zur Gründung des Hainbundes. An seinem Geburtstage wanden sie ihm den Zweig von der Bundeseiche zum Kranze und sangen ihm ein Jubellied.

Die deutsche Jugend sprach bald seine Sprache, sie lernte sich fühlen und das Vaterland lieben. Die „Oden“ erhöhten die Popularität des Messias-Sängers. Die Landgräfin von Hessen fand eine Ehre darin, Herausgeberin einer Sammlung von Klopstock's Oden zu heißen. In den bürgerlichen Kreisen vollends, zumal in der Jugend, fand der Dichter die aufrichtigste Verehrung. Die begeisterte Ode, die in dem Worte ausklingt: „Ich liebe dich, mein Vaterland,“ all' die Oden, wie „Fragen“, „Der Nachahmer“, „Wir und Sie“, „Unsere Sprache“, „Ueberschätzung des Auslands“, „die deutsche Bibel“ fanden den Weg zum Herzen des Volkes, das, seiner Abhängigkeit vom Auslande überdrüssig und sich schämend, in Klopstock einen nationalen Wortführer gefunden hatte. So war er volksthümlich und ihm gelang es selbst die altnordische Göttersage im Volke wieder zu beleben.

Zartgestimmte, weiche Seelen huldigten Klopstock in überschwänglicher Weise. In einem Augenblicke, wo die Gemüther Werther's und Lottens tief ergriffen sind von den in ihnen kämpfenden Empfindungen und von dem Schauspiel, das die Natur eben in einem Gewitter bietet, erinnern sie sich der erhabenen Klopstock'schen Dichtung „Frühlingsfeier“: . . . . „Sie legte ihre Hand auf die meinige und sagte Klopstock! — Ich erinnerte mich sogleich der herrlichen Ode, die ihr in Gedanken lag, und versank in

dem Strome von Empfindungen, den sie in dieser Losung über mich ausgoß. Ich ertrug's nicht, neigte mich auf ihre Hand, küßte sie unter den wonnevollsten Thränen und sah nach ihrem Auge wieder. — Edler! Hättest du deine Vergötterung in diesem Blicke gesehen und möchte ich nun deinen so oft entweihten Namen nie wieder nennen hören!" So bietet uns Goethe vollgiltiges Zeugniß von der „Vergötterung" Klopstock's. Und in der Nachahmung des Werther, in „Siegwart, eine Klostergeschichte" (1776) kennt Therese lange Stellen aus dem „Messias" auswendig. „Den dritten Morgen lasen sie immer in Klopstock, besonders von Semida und Cidli." Auch hier Seufzer und Händedruck, auch hier Gewitter, Kronhelm schlingt seinen Arm um Theresen, vor ihnen liegt der „Messias", ihre Thränen fallen auf das Buch und er schwört einen Eid, als ob er ihn über dem Evangelio geschworen hätte. Das war Dichtung, aber auch Wahrheit, denn die Scene ist aus Miller's, des Siegwart-Autors, Leben treu in das Buch herübergenommen.*) Wir besitzen ja in Schubart's Berichten an Klopstock auch noch der Zeugnisse mehr von der allgemeinen Verehrung, welche Klopstock in Süddeutschland, im Franken- und Schwabenlande genoß. Schubart versammelte überall in den Concertsälen und Rathhausstuben der Städte die Klopstock-Verehrer und trug ihnen den „Messias" vor. In Augsburg waren es mehrere Hunderte von Zuhörern, die seinem Vortrage lauschten, sie kamen mit dem Textbuche in der Hand: „Alle Exemplare, echter Druck und Nachdruck, waren bald auf-

*) Vgl. „Aus dem Liebesleben des Siegwart-Dichters", von Erich Schmidt. „Deutsche Rundschau" herausgeg. von Jul. Rodenberg, 7. Jahrg., Heft 12, Sept. 1881.

gekauft. Hurter in Schaffhausen hatte den größten Nutzen, weil von seiner fehlerhaften Ausgabe der größte Vorrath war. Hohe und Niedrige, Geistliche und Weltliche, Katholische und Lutherische kamen mit Messiaden unterm Arm in die Vorlesung." So berichtet Schubart. In feierlicher Stille saßen die Zuhörer. Am Schlusse machte sich die „Empfindung" geltend und „Klopstock!" „Klopstock!" scholl es begeistert im Saale. Und so war es in Nördlingen, München, Erlangen, in Eßlingen, Geißlingen und Mannheim, wo Schubart seine Wandervorträge hielt.

Der „Messias" war den Leuten ein Erbauungsbuch, das sie neben die Bibel legten. Schubart berühmt sich bei Fürsten, Ministern, Kriegsleuten, Hofdamen, Priestern, Rechtsgelehrten, Aerzten, Handwerkern und Bauern und ebenso bei Weibern, bei Mädchen an der Kunkel und am Nähpulte mit der Messiade gleich tiefen Eindruck hervorgerufen zu haben.

Allgemein war auch Klopstock's Verehrung in Wien und die Verbreitung seiner Werke daselbst. Trattner hörte nicht auf Klopstock's Werke nachzudrucken; von 1767 angefangen bis 1798, in welchem Jahre der Katalog noch eine neue Ausgabe verzeichnet, erschienen sie wiederholt aufgelegt. Daneben waren die rechtmäßigen Ausgaben in Wien sehr verbreitet, zumal Klopstock selbst und seine zahlreichen Freunde die Verbreitung förderten. Des Dichters Bruder Ernst war Buchhandlungsgehilfe in Wien und weiß dem gefeierten Bruder des Oefteren über die Verbreitung der Werke zu berichten. — So groß war der Weltruf Klopstock's, daß auf die Ankündigung seines schwachen Prosawerkes „Deutsche Gelehrten-Republik", welches die großen

Erwartungen, mit seinen phantastischen Vorstellungen und paradoxen Behauptungen, in keinerlei Weise nach seinem Erscheinen rechtfertigte, sich vierthalbtausend Subscribenten meldeten, darunter Hunderte aus Oesterreich. Das war die Wirkung des beispiellosen und sehr nachhaltigen Erfolges, welchen der „Messias“ allenthalben und auch in Wien errungen.

Es war eine glückliche Fügung des Schicksals für das deutsch-österreichische Volk, daß bei Beginn der Bestrebungen zur Wiederanknüpfung der geistigen Beziehungen Oesterreichs zu Deutschland nacheinander zwei Dichter auftraten, deren christliche Gesinnung und Dichtung es ermöglichten, daß die Schranken fielen, welche durch mehr als anderthalb Jahrhunderte Oesterreich von dem geistigen Leben und Schaffen des deutschen Volkes trennten. Diese Beiden waren Gellert und Klopstock. Seit der Gegenreformation war Oesterreich dem deutschen Buchhandel versperrt, die Buchführer und Buchsitzer waren mit den strengsten Strafen bedroht, wenn sie die Einfuhr verbotener Bücher oder von Büchern aus ketzerischen Druckorten betrieben. Die Reisenden aus dem Reiche wurden bei ihrer Ankunft einer sorgfältigen „Leibesrevision“ unterzogen, um zu erforschen, ob sie nicht im Besitze „lutherischer“ Bücher seien. Die Censur, die „Bücher-Inquisition“, war in den Händen der Jesuiten, das Privilegium der jesuitischen, glaubenseinheitlichen Universität, Alles war Contrebande, was aus Deutschland kam. Vor Gellert, dem frommen Dichter, fielen zuerst die Schranken, er eroberte Oesterreich geistig wieder für Deutschland.*) Nun begann

*) Vgl. Geistesströmungen von H. M. Richter, Berlin 1875. „Gellert im Karlsbade, Gellert und Loudon“ ff.

ein reger Verkehr der Geister, die Aufklärung drang auch nach Oesterreich und die lebhafteste Antheilnahme der Oesterreicher an den Bestrebungen der deutschen Geister war die unmittelbare Folge.

Auch bei Klopstock begünstigte der Inhalt seiner Dichtung die Verbreitung seines Hauptwerkes und das Durchdringen des Dichters zum Herzen des deutsch-österreichischen Volkes. Die Frommen im Lande konnten gegen einen Dichter nichts einwenden, der den Gottessohn in den erhabensten Bildern vorführte und voll religiöser Innigkeit in allen Herzen nur Andacht und das Gefühl der Frömmigkeit weckte: Die Priester waren Klopstock's wärmste Bewunderer. Gegen die Anakreontiker, gegen die Aufklärer, wurde Klopstock als der eigentliche Meister und Musterdichter aufgestellt. Jene Geistlichen, welche im Lehramte wirkten, machten den „Messias“ zum Gegenstande ihres Studiums und des Unterrichts. Dies thaten besonders die Piaristen, die Väter der frommen Schulen, die an Stelle der Jesuiten überall an Gymnasien und Convicten, an den Ritter-Akademien lehrten, in deutscher Sprache Unterricht ertheilten und im Gegensatze zu den Jesuiten sich die Pflege deutscher Sprache und Literatur sehr angelegen sein ließen. Miller schreibt an Klopstock *) von einem Wiener Piaristenordenspriester P. Siegfried und setzt hinzu: „Wie er Sie verehrt, so verehren Sie, wie ich weiß, noch Viele seines Ordens in Wien, Böhmen, Mähren, Steiermark und Oesterreich. Seine Schwester, eine Nonne aus dem Stift der englischen Fräulein, verehrt Sie so wie ihr Bruder. Die Messiade liegt immer auf ihrem

*) Ulm 14. Oct. 1780.

kleinen Betaltar. Ich sah da nie andere Bücher als die Ihrigen, ein Gebetbuch und die Ihrigen."

In allen katholischen Gegenden fand Klopstock's Dichtung begeisterten Anklang und er läßt es seine Sorge sein, daß sich die Katholiken über seinen „Messias" nicht zu beschweren haben. Bei der Composition hat er stets vor Augen, daß die katholische Auffassung sich nicht verletzt fühle, und von seiner Freiheit, die Geschichte der Erlösung dichterisch zu gestalten, macht er einen die katholischen Christen nirgends verletzenden Gebrauch. Die Heiligen z. B. werden in dem Gedichte in einer den katholischen Religionsbegriffen entsprechenden erhabenen Mission eingeführt. Dasselbe gilt vom Weltgericht. „Die Religion der Herren Katholiken," schreibt Klopstock an Bodmer, „hat sich von mir alle Ruhe zu versprechen". Ein und das andere Bild oder Gleichniß wird daraufhin geprüft, ob es den Katholiken nicht anstößig erscheinen könnte. Nicht selten wird der Rath Bodmer's eingeholt und immer ist Klopstock bereit eine schöne Stelle zu opfern, einen herrlichen Gedanken zu unterdrücken: „Ich kann es allenfalls weglassen." Dies sagt er z. B. in Betreff der Inquisition, mit deren Vorführung er die katholischen Eiferer zu beleidigen fürchtet (im Zeitalter der Austreibung der Jesuiten und des Rationalismus!). Da handelt es sich um Sein oder Nichtsein der schönen Verse:

„Also sprach er (Satan): Sein Herz war voll der schwärz'sten Gedanken,
Ungestalt und abscheulich das Innerste seiner Seele
Und des ewigsündigen Geistes verborgenste Tiefen.
Also liegen vor'm Angesicht Gottes die tiefen Gewölbe
Des *iberischen Religionsgerichts*, Mauer an Mauer,
Abgrund an Abgrund, im Schooße der Erde, voll starrender Ströme
Des vergossenen Bluts. Jetzt winkt der tödtende Richter

Seinen Mördern um sich; gleich tönen die eisernen Thüren
In die Tiefen hinab, das Winseln der Unschuld gen Himmel,
Säh' ein Christ die Gewölbe des Bluts, er ergrimmt' auf den Richter,
Schlüge die Hände zusammen und weint' um Rache zu Gott auf."

Als sich Klopstock mit seinen geistlichen Liedern beschäftigt, waren sie nach seiner Absicht auch für Katholiken, „unsere Brüder als Deutsche und als Christen" bestimmt. Den Wiener Erzbischof Grafen Migazzi, den Schrecken der Josephiner, nennt Klopstock wiederholt seinen „sehr guten Freund". Von ihm erwartet er, daß er gegen seine geistlichen Lieder nichts werde einzuwenden haben, da in ihnen nichts gegen die katholische Kirche vorkömmt. Später läßt der Dichter einmal seine Abhandlung über die deutschen Sylbenmaße für den Erzbischof besonders abschreiben und durch Denis übergeben.

Aus den geistlichen Kreisen übertrug sich auch die Verehrung Klopstock'scher Dichtung in die Kreise des Adels. Der österreichische Adel war in jener Zeit überhaupt der Träger deutscher Gesittung und Bildung. Die Adeligen hatten das Vorrecht deutsche hohe Schulen zu besuchen, die Gelegenheit, das „Ausland" kennen zu lernen, zahlreiche verwandtschaftliche Beziehungen verknüpften den österreichischen Adel mit den Standesgenossen im Reiche, viele österreichische Adelige standen im Reichsdienste in Wien und in Regensburg und an anderen Orten, daher sie für deutsche Bildung empfänglich waren und Einzelne deutsche Dichtung aufrichtig und begeistert verehrten. Dazu kam, daß Klopstock bei den geistlichen Erziehern der Adeligen Anerkennung fand. Selbst die ältere adelige, französisch redende Gesellschaft ließ ihn gelten, denn sie sah mit staunender

Bewunderung, daß die Messiade mehrfach in's Französische übersetzt wurde, in Prosa und in Versen.*)

Der jüngere österreichische Adel, deutsch gebildet, folgte durchwegs der vom theresianisch-josephinischen Hofe ausgehenden centralistischen deutschen Strömung und pflegte auf seinen Edelsitzen wie in den Landeshauptstädten, und vollends in der Reichshauptstadt deutsche Bildung und Kunst. Wenn wir die Subscribentenlisten der Original-Subscriptionsausgaben der Klopstock'schen Werke durchlesen, begegnen uns die Namen österreichischer Adeliger, der Generale, Officiere, Domherren, Prälaten der Stifte, der Reichshofräthe, der Regierungsräthe bei den Provinzialämtern. Die Subscribentenliste auf die große, schöne Altonaer Messias-Ausgabe von 1780 zeigt an ihrer Spitze die Namen des Kaisers (Josef II.), seines Bruders, des Erzherzogs Max, Deutschmeister und Kur-Erzbischof von Köln, seiner Schwester, der Erzherzogin Marie Christine und ihres Gemals, des kunstsinnigen Herzogs Albert von Sachsen-Teschen und des Großherzogs von Toscana, Leopold, des nachmaligen Kaisers.

*) Collyer lieferte die erste englische Uebersetzung, der bald eine zweite folgte, Holland, Schweden haben das Heldengedicht in ihre Sprachen gleichfalls übertragen, und selbst Klopstock's dramatische Arbeiten, Darstellungen aus der altbiblischen und germanischen Vorzeit, in Deutschland ohne durchgreifenden Erfolg, machten in Frankreich Glück. Die Franzosen haben das seltsame Trauerspiel „Der Tod Adams" in Versen und in Prosa nachgebildet. Selbst das Bardiet „Hermanns Schlacht" hat einen französischen Uebersetzer gefunden. Klopstock's keusche Muse imponirte den Franzosen, lange blieb, namentlich im Zeitalter der Revolution noch, Klopstock's Ruhm festgegründet — Chenier war sein Bewunderer — und der Name Klopstock zählte mit in der Reihe der „Unsterblichen" des französischen Nationalinstituts.

Wir finden da unter Anderen den Namen des Staatskanzlers Fürsten Kaunitz und die Namen des Cardinals Grafen Herzan, des Fürstprimas von Ungarn und des Fürsten Colloredo, Erzbischofs von Olmütz. Weiter lesen wir unter den Subscribenten die Grafen Mittrowsky, Stadion, Kinsky, Firmian, Kaunitz, Wellsperg, Wratislaw, Auersperg, Chotek, Buquoi, Degenfeld, Haddik, Hardegg, die niederösterreichischen Regierungsräthe Grafen Sinzendorf, Starhemberg, den Landmarschall Grafen Pergen, den Internuntius in Constantinopel Baron Herbert, den Hofrath Grafen Cobenzl, den Hofkammerpräsidenten Grafen Kolowrat, den Oberstkämmerer Grafen Rosenberg, den Oberststallmeister Grafen Dietrichstein, die Grafen Erdödy, Teleky, Vetter und Dzieduszycki, den Fürsten Franz Liechtenstein, den General der Cavallerie und Stadtcommandanten von Wien Carl Liechtenstein und Alois Liechtenstein, den General Fürsten Lobkowitz und sonst die hervorragendsten Vertreter des Geburtsadels, des Beamtenadels, des Clerus. Dem letzteren gehörte auch derjenige Mann an, mit welchem Klopstock durch lange Jahre ein näheres freundschaftliches Verhältniß unterhielt und mit dem wir die Reihe jener Männer aus Oesterreich eröffnen wollen, zu welchen Klopstock in Beziehungen trat.

Michael Denis, Jesuit, Lehrer an der theresianischen Ritterakademie, ist derjenige unter Klopstocks zahlreichen Verehrern in Oesterreich, der von der Dichtung selbst am meisten beeinflußt, als Dichter der treueste Nachahmer Klopstock's genannt wird, als Lehrer sich die Verbreitung Klopstock'scher Poesie zur Aufgabe machte und in der adeligen Jugend, deren Erziehung und sprachliche Ausbildung ihm anvertraut

war, die Verehrnng für Klopstock anregte und nährte und endlich dem Dichter auch persönlich am nächsten stand.

Mit einem „Schreiben an einen Freund über Herrn Klopstock's Messiade" tritt der sonst so schüchterne Denis im Jahre 1765 hervor und auf die Seite von Klopstock's Verehrern. Das Sendschreiben ist ein Gedicht in Alexandrinern*) und gibt sich als eine resolute Vertheidigung und Lobpreisung Klopstock's. Aus der ars poetica des Horaz erweist Denis, wie der Dichter der Messiade nach allen Kunstregeln gerechtfertigt erscheinen müsse. Er nimmt seinen Dichter gar eifrig in Schutz gegen die noch immer zahlreichen Gegner, gegen den Vorwurf der Nachahmung, gegen den andern Vorwurf, daß die Sprache dunkel und die Verse nicht gereimt seien. Er spricht die zuversichtliche Hoffnung aus, daß Klopstock ewiger Nachruhm gewiß sei, wenn auch vielleicht in ferner Zeit. Schließlich gibt er — recht schulmeisterlich — eine Anleitung zum richtigen Lesen der Messiade. Die Apologie des Wiener Geistlichen erregte im Norden gerechtes Aufsehen und war wohl auch der Anlaß zur Anknüpfung eines Briefwechsels zwischen Klopstock und Denis, der, für beide Theile fruchtbringend und anregend, Denis ganz und gar in den Kreis Klopstock's und seiner Muse bannte. Die Literaturgeschichte weist den großen Einfluß nach, den Klopstock auf die Muse des österreichischen Dichters genommen; er spricht sich sowohl in den odenartigen Gedichten, in den eigentlichen Bardenpoesien, als auch in den Versformen, vor Allem in der Benützung germanischer Sagen, ebenso in der religiösen Lyrik des „Druiden an der Donau"

*) Es erschien auch einzeln in Hamburg 1766 und im „Hamburger Correspondenten" Nr. 5, 6 und 8.

aus. Denis lebte ganz in und mit Klopstock; „Sined, der Barde“ gilt nicht mit Unrecht als sein treuester Schüler und er hat auch die persönliche Verehrung und Ergebenheit eines Schülers gegenüber seinem Meister. In einer Elegia erscheint Klopstock an der Spitze der Sänger Deutschlands und Denis begrüßt ihn:

„Salve, teutonico primum decus addite Pindo!
Maeonides sensu, Maeonides numero!
Salve et divinam sic mox Messiada comple
Ut tuus in scena nunc placet Arminius.“

Im Bardenliede, wo sich Denis selbst „Freund des obersten der Barden Teuts“ nennt, heißt es:

„Mein Ruhm sei dies zur Nachzeit, o mächtiger
Und unerreichter Barde! Dein Harfenspiel
Entzückte mich, und Deine Freundschaft
Suchte mein fühlendes Herz und fand sie.“

In Denis' literarischem Nachlaß (herausgegeben von Retzer) finden sich mehrere Gedichte an und über Klopstock von gleicher Begeisterung erfüllt für Den, der stets als unerreichbar gilt, der — nach Denis' Ausspruch — den Seinen Homer und Virgil war. Voll Entzücken über die Messiade, studierte er eifrigst englisch und las bald mit Bewunderung Milton, der ja Klopstock in seraphische Höhen gelockt, und dann schreibt er: „Das verlorne Paradies dieses secularischen Genius halte ich für eines der herrlichsten Producte des menschlichen Geistes. Oft betrachte ich ihn und Klopstock als zwei Herculessäulen, an die ich schreiben möchte: Non plus ultra. Oft nenne ich sie die Dichter der beiden Testamente, oft den Homer und Virgil der Nachzeit.“

Denis ist so recht der eigentliche Vermittler der deutschen Dichtung bei der österreichischen Jugend und als Lehrer in dieser Richtung von großem, wichtigstem Einflusse auf die Gesittung des österreichischen Adels, der, damals ganz und gar deutsch, auch Träger der deutschen Cultur und der aufgeklärten Gesinnung in Oesterreich war. Im Jahre 1759 begann Denis seine Lehrthätigkeit am Theresianum und setzte sie mit gleichbleibender Begeisterung 25 Jahre fort. Das Theresianum ist sein Parnaß, aber auch gleichzeitig seine Missionsstätte für Verbreitung deutscher Art und Kunst.

„Und du beglückter Ort! wo Kaiser einst gewohnet,
Nun aber Künste baun und Witz und Weisheit thronet,
Wo Deutschlands Adel itzt in schönen Zweigen blühet,
Und von Theresen's Huld die fett'ste Nahrung zieht
Und du bist mein Parnaß!" . . . . . .

Um die Jugend mit deutschen Dichtern genau bekannt zu machen, verfaßte Denis eine treffliche Anthologie „Sammlung kürzerer Gedichte aus den neuern Dichtern Deutschlands zum Gebrauche der Jugend", *) darin neben Gellert, Gleim und A. Klopstock's Dichtungen erscheinen. In den „Lesefrüchten"**) beschreibt uns Denis den Lehrgang: Durch zwei Jahre wurden die schönen Wissenschaften gelehrt, die Grundsätze der Geschmackslehre, Kritik, Beredsamkeit und Dichtkunst entwickelt, die schönsten Geister der feineren Nationen der Jugend bekannt gemacht, poetische Versuche ausgearbeitet und die wohlgerathensten einmal des Jahres öffentlich

*) Wien 1766 bei Kurzböck. 8.

**) II 220—29.

vorgelesen.*) Die Messiade wurde auch vielfach — wie ja auch in vielen gelehrten Schulen Deutschlands — im Theresianum „excerpirt", „epitomirt", als Lesestück „commentirt" und in Chrestomathien zum Gebrauch der Jugend in den österreichischen Gymnasien, insbesondere im Theresianum wie ein Studium betrieben. Keiner unserer classischen Dichter wurde, gleich Klopstock, bei Lebzeiten der Jugend als Classiker vorgeführt, und insbesondere die Sprache und ihr Wohlklang wurden der Jugend an der Klopstock'schen Dichtung, als an dem geeignetesten und würdigsten Exempel gelehrt. Denis ließ auch einzelne Stücke des „Messias" von seinen Schülern ins Lateinische übertragen — und dies noch im Jahre 1780 — ein Beweis, wie nachhaltig die Verehrung für Klopstock's Epopöe in den Wiener Schulen gewesen. So schreibt Klopstock an Denis: „Wenn ich Ihnen den Ton getroffen habe, so bekommen Sie vielleicht noch Lust, noch mehr Stellen unter Ihrer Aufsicht übersetzen zu lassen." **)

Der Verkehr beider Dichter war und blieb ein brieflicher, er trug nur dazu bei, die Freundschaft, die aus der gleichen Begeisterung für die Ideale stammte, zu festigen. Der Syndicus Hans Jacob Faber aus Hamburg war viele Jahre im Dienste seiner Vaterstadt in Wien, er war ebenso in der Heimat, wohin er sich öfters begab, Klopstock befreundet, als er in Wien mit Denis eifrige Beziehungen

*) In Druck gekommene Dichtungen der Schüler Denis', wie der Grafen Christallnigg und Kolowrat, des Barons Walterskirchen bei P. von Hofmann-Wellenhof: Michael Denis. Ein Beitrag z. deutsch-österr. Literaturgesch. d. 18. Jhdts. Innsbruck. Wagner 1881.

**) Klopstock an Denis ddo. 15. April 1780.

pflegte, und wenn von Wien abwesend, mit diesem Briefe wechselte. Faber war es, der Klopstock in einem Briefauszuge zuerst des P. Denis' Ausführungen über die Messiade mittheilte und so die Beziehungen der Dichter zuerst anknüpfte. Klopstock eröffnet die Correspondenz mit der Versicherung, er sehe sich veranlaßt, an Denis zu schreiben, ihm zu sagen, wie die Fortsetzung von Denis' Freundschaft ihn sehr erfreue. Er sei nicht für viele Versicherungen, könne aber nicht verschweigen, daß er Denis viel Dankbarkeit schuldig zu sein glaube und wie er kein geringes Vergnügen an der Hoffnung habe, daß sie immer mehr werden miteinander bekannt werden. Klopstock gibt Nachricht von dem Fortschreiten seiner Arbeiten für das Gesangbuch, nach welchem sich Denis bei Faber erkundigt hatte, frägt bei Denis an, ob denn seine und Gellert's Lieder bis nach Wien gedrungen seien. Sollten sie es sein, dann werde man in Wien die folgenden, wie die Vorgänger, als protestantische Lieder erkennen, in denen nichts gegen die katholische Kirche vorkömmt. Klopstock ist überzeugt, daß der Erzbischof nichts gegen solche Lieder zu erinnern haben werde und er glaube daher, daß sie die Censur nicht verurtheilen werde.

Von nun ab ist P. Denis Klopstock's Hauptcorrespondent in Wien, und nach seiner Manier fortgesetzt Freundschaftsdienste, und zwar wie eine Art schuldigen Tributs der Verehrung für den Großbarden, in Anspruch zu nehmen, ertheilt Klopstock dem Wiener Freunde Aufträge allerlei Art. Denis vermittelt die Bekanntschaft mit dem Erzbischofe, mit dem Grafen Batthyani, der an Klopstock selber Briefe richtet, muß Subscribenten auf die Oden sammeln, und sich gelegentlich nach Klopstock's Bruder Ernst und dessen Führung

umsehen. Als königlich dänischer Legationsrath und Hofdichter hat Klopstock die Begünstigung, seine Briefe sicher und kostenfrei mit der Post zu befördern, welche an den dänischen Gesandten am Wiener Kaiserhofe aus Kopenhagen abgefertigt wird, und er macht davon häufigen Gebrauch. Denis hinwiederum ist sehr beeifert, dem verehrten Dichter in jeder Weise gefällig zu sein. Vor Allem nimmt er an dem Fortgange des „Messias“ den lebhaftesten Antheil und ist nicht müßig, stets eine Reihe von Fragen aufzuwerfen. „Ihre Hauptfragen, wie Sie es nennen,“ antwortet Klopstock einmal, „gedenke ich ehestens durch Uebersendung von ein paar gedruckten Bogen zu beantworten. Ich müßte Ihnen einen sehr langen Brief schreiben, wenn ich Ihnen alle die Ursachen anführen wollte, warum es diesmal mit den neuen fünf Gesängen so lange gewährt hat.“

Aus dem Jahre 1767 datirt eine Aufforderung Klopstock's an Denis, ihm die Namen Derjenigen in Wien anzugeben, an welche er in Denis' Namen, d. h. mit dessen Empfehlung, schreiben solle und er überläßt schließlich dem Freunde die Entscheidung, ob die Briefe von Kopenhagen unmittelbar an die Bezeichneten oder durch des gefälligen Freundes Vermittlung gehen sollen. Bald darauf wird Trattner's, des großen Wiener Druckers und Buchhändlers, Nachdruck des „Messias“ und der beiden Trauerspiele („der Tod Abels“ und „Salomo“) dem Dichter zugesandt. Sofort wird Denis zu Hilfe gerufen, er sollte den Herrn von Trattner dahin bringen, daß dieser in Zukunft bei abermaligem Nachdruck Klopstock „vorher ein paar Worte davon sage“. Klopstock war nicht blos von der Freibeuterei, die von den Druckern mit seinen Werken getrieben wurde, sehr

geärgert — zu gleicher Zeit waren neben der ersten rechtmäßigen Ausgabe des „Messias" im Reiche vier Nachdrucksausgaben verbreitet — der Begriff vom geistigen Eigenthum fehlte dem Rechtsbewußtsein jener Zeit vollständig — noch empfindlicher waren dem Dichter die Verstümmelungen seiner Werke durch eine Unmasse von störenden Druckfehlern. Darin zeichnete sich die erste Nachdrucksausgabe des Wiener Buchhändlers Trattner besonders aus: „Es grauet mir davor, darin zu lesen, weil ich nur bei einigem Durchblättern schon so viele Druckfehler gefunden habe." Ein andermal schreibt Klopstock: „Ich überlasse außer dem „Messias" und den Liedern alles Uebrige einer typographischen Gesellschaft in Berlin, und wünsche sehr, daß der Edle von Trattnern mit seiner Druckfehlerklaue nicht darüber komme." Er erwartet einen kleinen Herculesschlag darauf — von Denis. Ein Herculesschlag von Denis!? Als Trattner mit dem Nachdruck deutscher Dichterwerke begann, richtete er an verschiedene Wiener Gelehrte und Schriftsteller die Aufforderung, sich über ein Nachdrucksunternehmen auszusprechen und ihm zugleich (!!) besonders empfehlenswerthe Werke „in jedem Fache der Wissenschaft" anzumerken (!!). Auf diesen schamlosen Vorschlag wurde ihm in den Gutachten von Born, Blumauer, Sonnenfels und Haschka die gebührende Antwort. Mastalier gesteht, daß er einen so ungerechten Plan als Menschenfreund und Schriftsteller von ganzem Herzen verabscheue. Denis aber schreibt in seiner sanften Weise: „Der beiliegende Entwurf scheint doch am Ende (?) zum Nachtheil der Schriftsteller ausfallen zu müssen. Der Unterzeichnete bittet also um Vergebung, wenn er wider eine Gattung von Menschen nicht sprechen kann, zu welcher

er selbst gehört, erbietet sich aber sonst zu allen gefälligen Diensten.“ *)

Das Erscheinen von Denis' Uebersetzung der Gesänge Ossian's nach Macpherson bietet wiederum dem Briefwechsel neue Anregung, der mythische Skalde bot ja unerschöpflichen Stoff. Altdeutsche Handschriften sind ebenso der Gegenstand der brieflichen Unterhaltung, wie die Discussionen über die deutschen Sprachelemente. Diese wechseln wieder mit Ausführungen über das Poetische von Bardengesängen und mit Aufträgen Klopstock's an Denis, in den reichen Bibliotheken Wiens nach diesem oder jenem Sprachdenkmal oder nach einem literarischen Hilfsmittel zu forschen. War doch Denis, der Verfasser von Wiens Buchdruckergeschichte, ein Bibliograph von erstem Range! und auch betreffs der Latinität der competenteste Richter, weshalb Klopstock ihm eines seiner lateinischen Fragmente, als „Einem von den Wenigen, der die Vorrede ganz verstehet“, vorlegt. Auch in den orthographischen Fragen, die Klopstock in den Jahren 1779—80 sehr beschäftigten („Fragmente über Sprache und Dichtung“), ist Denis ihm ein freundlicher, oft angerufener und stets willkommener Berather.

Die Gelegenheit brachte Klopstock mit manchem seiner adeligen österreichischen Verehrer in persönliche Berührung. Während seines Aufenthalts in Kopenhagen trat er 1752 dem Grafen Rosenberg näher, in dessen Hause er freundschaftlich verkehrte. Rosenberg beschützte als Gesandter des deutschen Kaisers in Klopstock nicht nur den Landsmann, er verehrte auch in ihm den Dichter und liebte seine Gesellschaft.

*) Vgl. Franz Gräffer: Josephin. Curiosa 1. Bd. 163 ff.

So wurde der Verkehr, da Rosenberg eine ausgebreitete literarische Bildung besaß, ein reger und herzlicher: „Bei dem kaiserl. Gesandten, Graf Rosenberg, der noch jung ist und den bestimmtesten Geschmack an den Alten und Engländern hat, bin ich unterweilen“ — schreibt Klopstock an Gleim.*) So lange Klopstock in Kopenhagen verweilte, dauerte dieser Verkehr. Rosenberg (Franz Xaver, Wolf) hatte in jungen Jahren die Welt gesehen, die diplomatische Laufbahn in London begonnen, in Mailand sich dem innern Staatsdienste gewidmet, überall aber die Gelegenheit wahrgenommen, sich mit den Künsten zu beschäftigen. Von Kopenhagen, wo er sieben Jahre als Gesandter beglaubigt war, kam er in gleicher Eigenschaft nach Madrid, dann nach Florenz, wo er bei Peter Leopold von Toscana, dem Bruder Kaiser Josephs, als Obersthofmeister bedienstet war und Gelegenheit hatte, sich an all' den ökonomischen und künstlerischen Schöpfungen zu betheiligen, durch welche Leopold's Walten den Dank des Landes sich erworben. Seiner feinen Bildung wegen wurde Rosenberg dem Sohne der Maria Theresia, dem Erzherzog Maximilian, nachmaligem Kurfürsten von Köln, als Begleiter beigegeben und begleitete drei Jahre lang den Prinzen auf seiner Reise durch Europa. Kurze Zeit lebte dann Rosenberg auf seinen Gütern in Kärnten, bis ihn Kaiser Joseph als Oberstkämmerer und Vertrauensmann an seine Seite rief. Im Hofamte war Rosenberg auf die Staatsgeschäfte ohne Einfluß, hingegen dem Kaiser wegen seiner feinen universellen Bildung im Umgange sehr angenehm und sein künstlerisches Verständniß verschaffte ihm

*) Schmidlin, Ergänzungen. Stuttgart 1839. 1. Bd. S. 148.

in der Leitung der kaiserlichen Kunstinstitute allgemeine Anerkennung und Verehrung. Klopstock mochte deshalb, weil Rosenberg in dieser Stellung am Hofe war, mehr, als er vielleicht sonst gethan hätte, an die Verwirklichung des Gedankens, seiner Berufung an den Kaiserhof geglaubt haben. Nirgends findet sich aber ein Anhaltspunkt dafür, daß Rosenberg, der einmal von Kopenhagen entfernt, auch den Dichter vergessen hatte, sich irgendwie für Klopstock's Berufung eingesetzt hätte. (Rosenberg, 1790 in den Fürstenstand erhoben, starb 73 Jahre alt 1796.)

Gar oft wird in Klopstock's Briefen eines Grafen Batthyani Erwähnung gethan. So 1767 als eines „jungen Freundes und von einer gütigen Art". Ihm sendet der Dichter Abdrücke seiner Arbeiten, von ihm spricht er häufig in Briefen an Denis als von „unserem lieben kleinen Grafen Batthyani", später einmal mit dem Beisatze: „ich bitte ihn um Verzeihung, wenn er etwa schon groß sein sollte." Er wünscht sich den Grafen zum Gesellschafter, möchte ihn im Schlittschuhlaufen unterrichten, einen Winter mit ihm verleben. Lappenberg vermuthet in diesem Batthyani den Grafen Ignaz, später Bischof von Erlau, 1780 von Siebenbürgen (geb. 1741, gest. 1798), erwähnt aber auch einen andern Grafen dieses Namens, der niederösterreichischer Regierungsrath war und unter den Subscribenten auf den „Messias" im Jahre 1780 aufgeführt ist. Für die Vermuthung, daß der Erstere gemeint sei, spricht der gelehrte und theologische Beruf, den Graf Ignaz erwählt. Aber ebenso ließen sich andere Klopstock'sche Briefzeilen anführen, die kaum auf den jungen Mann zielen, der sich für den geistlichen Stand vorbereitet: „Wenn Batthyani Lust gehabt hätte, zu sehen, was die

Söhne der Cimbrer für hübsche Gesichter hätten, so hätte er eine solche Gelegenheit, als die ist, wenn ein Gesandter gerade nach dem Nordpole reist, nicht vorbeigehen lassen, und wäre ein wenig zu uns gekommen. Und dann wäre er doch wenigstens diesen schönen vortrefflichen Winter geblieben. Und dann wäre er mein Lehrling in der edlen Kunst des Schlittschuhlaufens geworden, anstatt daß er jetzt die Ode „Braga" mit Kaltsinn lesen wird und sich keinen Begriff davon wird machen können, daß man zu der Zeit, da man sogar den Holländern im Laufe vorkömmt, sich oft mit den ernsthaftesten Gedanken beschäftige." Herzlich und auch scherzend erinnert sich Klopstock des ungarischen Grafen: „Was macht unser junger Graf Batthyani? Ich habe ihn recht lieb. Sehen Sie wohl, daß ich nicht vergesse, ob ich gleich manchmal, nach alter Sitte und Gebrauch, ein Nichtschreiber bin." Und wiederum: „Grüßen Sie mir ja meinen kleinen Grafen Batthyani vielmal von mir. Wenn er nur nicht von den Hunnen *) herstammte, so wäre Alles gut. Aber Heinrich, **) der in Hermann's Geburtslande begraben liegt, hat ihnen ihre Sache ja gewiesen."

Dauernder, fruchtbarer war Klopstock's Verbindung mit dem Nachfolger Rosenberg's auf dem Gesandtschaftsposten in Kopenhagen, dem Grafen Wellsperg. Derselbe entstammte einem tirolischen Geschlechte, dessen Stammschloß im Pusterthale Welsperg, Hauptbesitzung Primör (Primiero) in Südtirol lag. Seine tüchtige Gesinnung, seine aufrichtige Verehrung für den Genius des Dichters, sein Entgegen-

*) Anspielung auf das Magyarenthum.

**) Heinrich der Vogler, Finkler, Sieger über die Ungarn.

kommen, Alles schien Klopstock an diesem Manne von der Art ermunternd, daß er ihm näher zu kommen suchte, ihn für seine Pläne zu gewinnen unternahm, sich ihm vertraute. Die Verbindung war eine recht herzliche, wurde auch lange Zeit brieflich fortgesetzt. Dieser wie die Gräfin Wallis, welcher Klopstock im Hause Wellsperg's oft begegnete, nährten in dem Dichter den Plan seinen Wohnsitz in Wien zu nehmen. Wellsperg ließ es (wie später des Ausführlichen begründet werden soll) an Bemühungen bei Kaunitz, bei Joseph nicht fehlen, um dem befreundeten Dichter gefällig zu sein. — Die Gelegenheit führte auch Klopstock mit dem Grafen Ludwig Cobenzl, dem späteren Staatsminister, zusammen, den er als einen sehr unterrichteten Mann, der ihm manche Dienste leistete, kennen lernte, ebenso mit dem Grafen Belgiojoso, dem kais. Gesandten in Stockholm; häufig verkehrte er mit Graf Raab, dem kaiserlichen Bevollmächtigten in Hamburg, wo Klopstock ja seinen dauernden Sitz gewählt hatte, und besaß dessen volle Sympathien.

Einen geradezu intimen Verkehr pflegte Klopstock mit Freiherrn von Matt. Mit ihm schloß Klopstock schon in Kopenhagen, da Matt noch kaiserlicher Legationssecretär war, den innigsten Freundschaftsbund. Matt genoß offenbar Klopstock's Vertrauen in hohem Grade, da er ihn nicht blos in seine literarischen Pläne, in sein Wiener Project einweihte, sondern ihn auch mit seiner Herzenssache, mit Cäcilia Ambrosius, in Verkehr brachte. Matt hatte auch nicht ein oberflächliches Interesse an Klopstock, spielte auch nicht, nach der Mode der Zeit, den Mäcen, sondern besaß gründliche, wissenschaftliche Bildung und eine besondere Neigung für die schönen Künste. Er stammte aus einer echten Gelehrtenfamilie.

Sein Vater besaß im deutschen Reiche einen ausgezeichneten Ruf als Rechtsgelehrter und diente als solcher dem Fürstbischofe von Constanz. Ignaz, Klopstock's Freund, trat unter Maria Theresia in den diplomatischen Dienst, war Legationssecretär, dann Legationsrath bei der kaiserlichen Gesandtschaft in Kopenhagen und wurde mitunter mit wichtigen Aufträgen an fremde Höfe betraut. Joseph II. erhob ihn in den Reichsritterstand, das curpfälzische Reichsvicariat verlieh ihm die Reichsfreiherrnwürde und der Kaiser bestätigte ihm die Baronie. Matt war in seinen späteren Jahren in hoher Stellung in der inländischen Verwaltung thätig. Er gehörte den „aufgeklärten" Regierungskreisen an und die österreichische „Biedermanns-Chronik" rühmt ihm nach, daß er „von seinen Einsichten, seinen Fähigkeiten und seiner Unparteilichkeit überzeugende Beweise gegeben habe". Klopstock war in Kopenhagen sein täglicher Genosse, in Hamburg verkehrten sie viel und eifrig. Matt vermittelte Klopstock's Briefsendungen nach Wien, besorgte seine Aufträge, verschaffte ihm Bücher, warb ihm Subscribenten und nahm an Klopstock's Arbeiten, selbst an den orthographischen, das wärmste und ernsteste Interesse, wie er denn auch an dem Fortgang der italienischen Uebersetzung des „Messias" regen Antheil hatte.*)

Diese italienische Uebersetzung, von den Zeitgenossen und auch in der Folgezeit als die beste unter den vielen Uebersetzungen des „Messias" in fremde Sprachen gerühmt,

---

*) Vgl. Wurzbach Biogr. Lexikon B. 17. Seine Tochter, Elisabeth Freifrau von Matt, war Besitzerin einer Privat-Sternwarte in Wien und hatte in Bode's Jahrbüchern und anderen Orten werthvolle astronomische und geographische Arbeiten veröffentlicht. Poggendorff biogr.-liter. Handwörterb. z. Gesch. d. exact. Wissensch. B. II. 78.

rührte von einem Oesterreicher, von dem kaiserlichen Hauptmann Giacomo Zigno, her. Die drei ersten Gesänge erschienen zu Mailand 1776. Lessing hat auf seiner italienischen Reise den Uebersetzer und seine Arbeit kennen gelernt und interessirte sich für letztere sehr. Er schreibt an Klopstock, der sehr begierig war die Uebersetzung kennen zu lernen, aus Wolfenbüttel 20. October 1776: „Verzeihen Sie, mein lieber Klopstock, daß Sie die italienische Uebersetzung Ihres „Messias“ so spät erhalten. Es sind auch nur die ersten drei Gesänge, die ich davon besitze. Die übrigen, bis auf den zehnten, erwarte ich nächstens. Denn bis dahin hat sich der Uebersetzer vor's Erste nur sein Ziel stecken wollen, nach einer Idee, die ich aber nicht zu der meinigen machen möchte.“ — Die ersten zehn Gesänge zusammen erschienen 1776, verbessert 1782, zu Vicenza. Ein Jahr später, als die verbesserte Ausgabe der ersten zehn Gesänge erschien (1783), starb Giacomo Zigno, über den wir leider so wenig wissen. De Luca, Gräffer, die österreichischen Encyclopädien und biographischen Wörterbücher, die sonst jeden Verseschmied und Broschurenschreiber feiern, kennen den Mann nicht, der den Ruhm besitzt, Deutschlands erhabenstes Heldengedicht in die italienische Sprache übertragen zu haben! Zigno, den ein Lessing seiner Freundschaft würdigte — unglücklicher Weise bringt auch die Lessing-Biographie keine weiteren Anhaltspunkte, — mit dem Klopstock eine Weile zusammen gelebt hatte, ist den österreichischen „Forschern“ (?) der Vergangenheit ein unbekannter Name. In Zigno's wohllautender Uebersetzung lernten die Italiener den „Messias“, seinen Urheber, deutsche Dichtung, den Flug der Phantasie des für das Erhabene begeisterten deutschen Volkes kennen

und Schlüsse ziehen auf die Kraft, den Wohllaut und die Ausdrucksfähigkeit der „barbarischen Sprache" der Deutschen. Damals herrschte Oesterreich, der deutsche Kaiser, über Oberitalien, zahlreiche deutsche Beamten- und Militärfamilien lebten daselbst, verschwägerten sich mit den Eingebornen, blieben dort seßhaft und fanden daselbst eine neue Heimat, eine innige Wechselbeziehung zwischen Italien und den deutsch-österreichischen Ländern, noch ungetrübt durch nationale Leidenschaft, noch nicht beeinträchtigt durch den „Haß gegen die Fremdherrschaft", erleichterte den geistigen Verkehr Deutschlands und Italiens. Da mußte denn auch Klopstock in Ober-Italien zahlreiche Verehrer finden. Wir wissen, daß mehrere Ausgaben des „Messias" einander rasch folgten und die Dichtung stets die wärmsten Bewunderer fand.

Eine schöne Ausgabe (538 S.) stammt noch aus dem Jahre 1838, sie führte den Titel: »Il Messia, di F. A. Klopstock Sassone, trasportato dal Todesco in verso italiano da Giacomo Zigno, Capitano delle armate di S. M. I. R. ed Ap. Milano per Giovanni Silvestri 1838.« Mit einem Porträt Klopstock's von Raimondi. Die Herausgeber nach Zigno's Tode bleiben ungenannt.

Die Widmung an Klopstock, welche Zigno seinem Werke voransetzte und die sich in den späteren Ausgaben wiederholt, sagt emphatisch: „Ich habe Sie gelesen und bewundert, kennen gelernt und bewundert." Und so ist aus dem Bewunderer der Uebersetzer geworden. In dem Capitel il traduttore werden die Epiker Homer, Virgil, Milton und Camoens, auch Voltaire abgehandelt. Zuletzt tritt Klopstock auf und an ihm zeigt Zigno, wie erhaben der nordische Poet seine Aufgabe erfaßt. Zwar geht Bodmer (conse-

quent „Bothmer" geschrieben) als Epiker voran, — ihm wird eine Charakteristik zu Theil, — aber der eigentliche Schöpfer der classischen epischen Poesie ist Klopstock, und dessen „Messias" wird in echt italienischen Superlativen bewundert. Anmerkungen über Klopstock's Leben und Werke und über seine Uebersetzer unterrichten die Leser Italiens in ausführlicher Weise über den deutschen Dichter, dessen Abhandlung über heilige Poesie der Uebersetzung Zigno's unmittelbar vorangeschickt wird.

Der Erfolg, den der österreichische Hauptmann mit seiner Uebersetzung errang, war denn auch in Italien und in Deutschland gleich groß. Man rühmte die Arbeit „in Absicht auf Treue und Eleganz", Klopstock's sprachenkundiger Freund Cramer schrieb ihr „einen vorzüglichen Werth" zu und dies Lob wurde der Arbeit nicht blos relativ, d. h. im Vergleiche zu den schwächlichen Uebersetzungen in anderen Sprachen, sondern nach ihrem absoluten Werthe zuerkannt. Nun, wir wissen, daß Zigno seine fortschreitende Arbeit dem Urtheile des deutschen Dichters selbst unterworfen hat;*) daß er die weite Reise zu Klopstock nicht gescheut und unter dessen Augen, in Freundschaft mit dem Dichter selbst, seine schöne Aufgabe zu vollenden strebte. Ihm widmete Klopstock die Ode:

An Giacomo Zigno.

Welche Bemerkung war's? des Dichterohres?
Oder war es zugleich des Untersuchers,
Die der Deutschen Heldengesängen sanfte
Rhythmosbewegung

*) Vgl. Einleitung zu: Il Messia del Sgr. Klopstock trasportato dal Tedesco in versi italiani per Giac. Zigno. 2 Vol. Vicenza 1776.

Oft zur Gefährtin gab? In ihrer Sprache
Waltet stärkerer Klang; sie dachten Schönheit,
Da sie, ihn zu mildern, ihm mitgehörtes
Sanftes vereinten.

Also erfrischt bei hoher Frühlingssonne,
Dichter Ulmen Gewölbe oder jene
Luft des ersten Mai's, die vom Wasserfalle
Lieblich einherweht.

Starkes ertönt nicht herrschend in des Griechen
Sprache; Sanftes ertönt: d'rum führt er seltner
Zu des Schattens Kühlungen, in der hohen
Quelle Gesäusel.

Selt'ner noch, als der Grieche, führt der neue
Römer, wenn er, wie seiner stolzen Väter
Ueberwinder, je sich erkühnt zu schweben,
Tänze des Liedes.

Zu dieser Ode (1783), in welcher der Wiederhall der Gespräche Klopstock's mit Zigno über den Genius der Sprachen zu hören ist, macht Klopstock die Anmerkung: „Er starb, vielleicht ermordet, da er fortfahren wollte. Er war ein würdiger Mann. Wir lebten einige Zeit miteinander und wir liebten uns."

Noch eine andere Art Uebersetzung des „Messias" ist in Oesterreich gepflegt worden, nämlich die Uebertragung des Heldengedichtes in das Lateinische. Daran ist weiter nichts Auffallendes; denn Klopstock's „Messias" ist mehrfach, wenn auch immer nur stückweise, lateinisch übersetzt worden. Wir wissen, daß Lessing im Vereine mit seinem Bruder Johann Gottlieb eine Uebersetzung begonnen, daß Klopstock selbst einige Stücke, und zwar die schwersten, aus dem ersten,

dritten, fünften, siebenten, achten, neunten, zehnten, dreizehnten, vierzehnten, fünfzehnten, sechzehnten, achtzehnten und zwanzigsten Gesange in's Lateinische übersetzt hat.*) Nicht daß es sich dem deutschen Nationaldichter um eine lateinische Dichtung besonders gehandelt hätte, die seinen Namen trug, noch weniger wollte er auf die gelehrten Kreise zurückgehen; im Gegentheile, er hatte stets die Wirkung auf weite Volkskreise im Auge und genoß ja auch in diesen eine seltene Verehrung. Nein, ihm war die lateinische Sprache in diesem Falle das internationale Mittel der Verständigung, in jener Zeit wohl geeignet, um Engländer, Franzosen, Italiener, Holländer auf die Fehler ihrer Uebersetzungen aufmerksam zu machen, ihnen die Uebersetzung in ihrer Landessprache auf diese Weise zu erleichtern. Denn mit Ausnahme Zigno's erfreute sich keiner der Uebersetzer seines Beifalls. In einem seiner „Fragmente" über Sprache und Dichtkunst nennt es Klopstock geradezu „eine traurige Ehre für Dichter" übersetzt zu werden. Denn die Dichtungen werden nur „verschleiert, vermummt, verstümmelt oder verwandelt". An einer lateinischen Uebersetzung möchte er den Ausländern zeigen, wie es ihm bei ihnen, das will sagen bei der Uebersetzung in ihre Nationalsprachen ergangen sei. Selbst, meint Klopstock, dürfe er sie nicht machen, aber er wünschte Andere dazu zu veranlassen. In dieser Absicht hat er denn auch einige Stücke übersetzt, um einen Diapason zu geben, den Ton anzuschlagen, sagt er selbst, nach welcher die Uebersetzung gestimmt sein müßte. Deshalb bittet er auch am Schlusse seiner Beispiele die etwaigen Uebersetzer, ihm das

*) Vgl. Schmidlin: Klopstock's Werke ergänzt, im 2. Bde., S. 277—308.

von ihnen Gewählte anzuzeigen, ihm Zusendungen zu machen und ihm Aenderungen zu gestatten.

Wie haben nun die Wiener lateinischen Uebersetzungen Klopstock's Absichten entsprochen? Sie sind zuvörderst allesammt nur Bruchstücke, sind auch keineswegs nach dem Klopstock'schen Grundtone gestimmt, sie sind allerdings unabhängig von Klopstock's Absichten und Beispiel entstanden, sind weder in Bezug auf Durchdringung des Stoffes, noch bezüglich der metrischen Form mit den von Klopstock selbst gelieferten Proben irgendwie zu vergleichen. Sie sind entweder Schülerarbeiten, wie die im Theresianum unter Denis' Aufsicht gelieferten und Klopstock eingesandten, oder Arbeiten von Geistlichen und geistlichen Lehrern, wie die von Neumann und von Wieser. Sprechen wir nur von den Letzteren.

Die Priester waren von dem Gegenstande der Dichtung angezogen und mochten die Dichtung, deren Inhalt kirchlich, auch gerne in die Sprache der Kirche übertragen; als Lehrer der deutschen und der classischen Sprachen abstrahirten sie die Lehren der Aesthetik und Metrik von dem Heldengedichte, das an Schwung und erhabenem Inhalte mit den Epopöen der Alten wetteiferte und sich der Versmaße der Letzteren bediente. So entstanden jene mehr gutgemeinten als gelungenen Uebersetzungen von Neumann und von Wieser.

P. Ludwig Bertrand Neumann (geboren zu Freistadt in Oberösterreich 1725, gestorben 12. August 1777) betrieb mit besonderem Eifer das Studium der classischen Sprachen und der schönen Literatur und ertheilte im Savoyischen Collegium den Unterricht in diesen Fächern, ebenso später im Löwenburgischen Convicte, einer Erziehungsanstalt für adelige Knaben. Er schrieb auch eine Reihe philo-

sophischer Abhandlungen (z. B. über Dualismus von Körper und Seele, über Ethik), zumeist scheint ihn aber die epische Poesie angezogen zu haben. So hat er den letzten Gesang von Milton's „verlornem Paradies" übersetzt und kam so auch auf den „deutschen Milton", Klopstock. Seine Latinität ist keineswegs classisch, wie sie sich in dem von ihm übertragenen neunten Gesange der Messiade ausspricht, aber die Arbeit zeugt für redliche Begeisterung und ein gewissenhaftes Streben, dem erhabenen Stoffe einen weihevollen Ausdruck in Roms Sprache zu geben, hingegen ist von einer dem Dichter congenialen Anlage auch nicht die Spur an diesem Pater piarum scholarum zu finden.*)

Die reine Begeisterung machte einen anderen Piaristenordenspriester und Lehrer an dem Ordensgymnasium in der Josephstadt in Wien, P. Siegfried Wieser, zum Uebersetzer der Messiade. Im Jahre 1774 erschien in Wien „Ode an Klopstock", die den Dichter begeistert feierte. Ihr Autor war Wieser. Sie erschien im Einzeldrucke und wurde auch in den Journalen abgedruckt; ja sie fand auch ihren Weg über die Grenze. Wieser hatte als geborner Schwabe (geboren zu Günzburg 10. Mai 1752) viele Freunde in Süddeutschland und pflegte diese seine Jugendbeziehungen auch nach seinem Eintritte in die österreichische Ordensprovinz. Als Professor der Pastoral-Theologie an der Wiener Universität, wie früher als „Professor der Dichtkunst" am Josephstädter Gymnasium, war Wieser als begeisterter und begeisternder Lehrer von seinen Schülern, denen

*) Die Uebersetzung Neumann's erschien unter dem Titel: Mors Christi, seu Messias, ex illustri Poemate Klopstockiano. Cantus IX Viennae 1770. (11 B. gr. 8°.)

er die Richtung auf das Hohe und Erhabene gab, gleich geliebt und verehrt. Schon als junger Priester ist er Klopstock's glühender Bewunderer — im Jahre 1777 erscheint die Ode zum zweiten Male — und diese Bewunderung erkaltet nicht, sie läßt ihn 1780 mit einem poetischen Denkmal für Klopstock neuerdings hervortreten. *) Der Ulmer Miller, der Dichter des „Siegwart", schreibt an Klopstock: „Und nun hier noch eine, Ihnen gewiß nicht unangenehme Erscheinung aus Wien. Ein Denkmal, das Ihnen dort ein Piarist errichtet, der Sie verehrt und liebt wie wohl wenig Menschen. Vielleicht hat Ihnen Ihr Neveu, Herr Dimpfel, schon davon geschrieben, denn der war, das weiß ich, bei der Declamation gegenwärtig." **) Aus dem Angeführten, das sich entweder auf einen öffentlichen Schulactus, oder auf eine öffentliche Production bezieht, geht hervor, daß die Wieser'sche Dichtung „Denkmal" vor einem großen Publicum auch öffentlich vorgetragen wurde. So kann es uns nicht in Erstaunen setzen, zu erfahren, daß Siegfried Wieser im Vereine mit seinem Bruder, der gleichfalls Piaristenordenspriester war, an einer lateinischen Uebersetzung der Messiade arbeitete. Wieser kam später in den Seelsorgedienst nach Oberösterreich — vielleicht als zu freidenkerisch und schöngeistig vom Lehramte entfernt — und in ländlicher Umgebung, ferne von allen literarischen Hilfsmitteln und Anregungen, unterblieb die Fortsetzung der Arbeit, an welcher die Begeisterung für den Dichter nicht zum Mindesten Antheil hatte. — Wieser's Bildniß erscheint vor dem

*) Denkmal, Klopstock errichtet. Wien 1780.

**) Miller an Klopstock aus Ulm vom 14. October 1780 bei Lappenberg: Briefe von und an Klopstock.

6. Bande der „Neuen Allgem. deutschen Bibliothek", ein Beweis, daß sein Name auch „im Reiche" Klang hatte.*)

Noch ein anderer Oesterreicher, Dichter und jener Zeit viel gelesen und genannt, versuchte sich an einer lateinischen Uebersetzung des Messias. Alxinger, der Dichter von „Doolin" von Mainz und des Rittergedichtes „Bliomberis", übertrug den Anfang des vierten Gesanges in klangvolle lateinische Verse. Und fürwahr, Alxinger hätte sich wohl dazu geeignet, eine solche Uebertragung auszuführen. Er war ein vorzüglicher Kenner der Alten und verband mit der innigen Vertrautheit mit den griechischen und römischen Dichtern eine sichere und glückliche Beherrschung des Verses und seiner Formen. Auch in den weimarischen Kreisen bewunderte man seine glückliche Nachahmung des Virgil. Kein Wunder, daß seine Uebersetzung des Anfanges des vierten Gesanges der Messiade in Hexametern sehr gefiel und nach der Fortsetzung der Arbeit begierig machte, die jedoch unterblieb. „Der beste Nachahmer Wieland's" fühlte eben nicht den Beruf in sich, dauernd Klopstockisch nachzuempfinden!

Die Verehrung, welche Klopstock in Oesterreich genoß, war nicht allein auf Wien beschränkt, sondern sie war überall zu Hause, wo die deutsche Sprache herrschend war, und das war in der theresianisch-josephinischen Epoche in ganz Oesterreich und Ungarn. Die Nationalsprachen waren zu

*) Um so auffälliger, daß Jaroslaw Schaller's kurze Lebensbeschreibung jener verstorbenen gelehrten Männer aus dem Orden der frommen Schulen, die sich durch ihr Talent ausgezeichnet haben (Prag 1799, Gerzabek), der redselig jeden Scharteckenschreiber aufführt, Wieser nicht nennt. Ueber Wieser's Arbeiten vgl. Meusel: Das gelehrte Teutschland. Lemgo 1800.

Umgangssprachen der Bauern und Handelsleute geworden. In den Städten, in allen gebildeten Kreisen des Landes war die deutsche Sprache gepflegt und ihre Kenntnisse und vollständige Beherrschung war in den ungarischen und slavischen Ländern das Kennzeichen feiner Bildung und Gesittung. Wo sich ein literarisches nationales Talent regte, geschah es in Anlehnung an die classischen Dichter Deutschlands; sie zu verherrlichen, dem Volke bekannt zu machen, galt als eine Mission, die Mancher stolz auf sich nahm und willig erfüllte, der heute als Nationaldichter und Begründer einer Literatur gefeiert wird.

Der ungarische Dichter Franz von Kazinczy (geb. 27. Oct. 1759, gest. am 22. Aug. 1831) zählte zu Klopstock's begeisterten Verehrern. Er war es, der auch in Ungarn die Kenntniß der Werke des Dichters verbreitete.

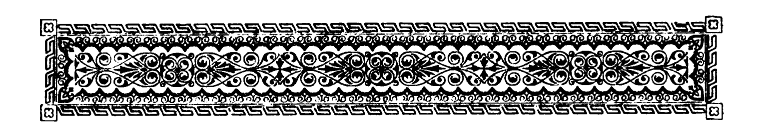
Auf der protestantischen Schule in Kesmark erzogen, in dem Lyceum von Sáros-Patak philosophisch gründlich gebildet, kam Kazinczy als Jurist nach Pest und daselbst, in der damals vorherrschend deutschen Hauptstadt, in anregenden Verkehr mit deutschen Gelehrten. Mit rastlosem Eifer betrieb er das Studium der deutschen Sprache und Literatur, deren Schätze er sich ganz und gar aneignete. Klopstock's Messiade war nach seinem Geständnisse seine Lieblingslecture, das erste deutsche Buch seiner kleinen Büchersammlung und dies Gedicht blieb der Gegenstand seiner Forschung bezüglich der geheimen Schönheiten der deutschen Sprache. Als er das Bewußtsein gewonnen hatte die Sprache zu beherrschen, versuchte Kazinczy poetische Stücke aus dem Deutschen in die ungarische Sprache zu übertragen, so Geßner's Idyllen, Herder's Paramythien,

denen dann eine musterhafte Uebersetzung von Lessing's „Emilia Galotti", „Miß Sarah Sampson" und „Minna von Barnhelm" folgte. Die Uebersetzung der von ihm so hochgehaltenen Klopstock'schen Epopöe war dabei ein unausgesetzt verfolgter Gedanke. Im Jahre 1790 erschienen in Kaschau mehrere Gesänge des Messias in ungarischer Sprache.

Während Kazinczy mit der Fortsetzung dieser Arbeit beschäftigt war, wurde er, seiner national-magyarischen Bestrebungen wegen mißliebig geworden, seines Amtes enthoben. Jetzt unternahm er eine Reise nach Deutschland, die ihn mit den hervorragenden Geistern Deutschlands in persönliche Berührung brachte und auch mit Klopstock (Juni 1791) zusammenführte. Er verkehrte während seines Hamburger Aufenthaltes viel mit dem gefeierten deutschen Dichter, der ihn sehr auszeichnete und zur Fortsetzung seiner Uebertragung aneiferte. Aber Kazinczy ward, durch vielfache Arbeiten anderer Art, mit welchen er der Begründer der neueren ungarischen Literatur und der Wiedererwecker der magyarischen Sprache geworden, noch mehr durch die traurige Wendung seines Schicksals an der Vollendung der ungarischen Uebersetzung des „Messias" verhindert. *)

---

*) Kacinczy wurde 1794 angeblich wegen hochverrätherischer nationaler Umtriebe eingekerkert, zuerst in Brünn auf dem Spielberge, später in Kufstein, dann in Munkacs gefangen gehalten und erst im Juni 1801 freigegeben. Von jetzt an gehört sein Wirken ganz dem Aufschwunge seines Volkes, seine Uebersetzerarbeit aber wendet sich Goethe zu; bis zu seinem Tode bleibt er dem Amte eines Vermittlers der deutschen Geistesschätze unter seinem Volke treu. (Vgl. Wurzbach biogr. Lexikon.)



II.

Klopstock suchte lange vergeblich nach einem bedeutenden Musiker, der sich willig der Aufgabe unterzogen hätte, den Dichtungen auch die Tonsprache zu leihen. Er wandte sich an Joseph Adolph Hasse, den seiner Zeit berühmten Componisten, und übersandte ihm Fragmente aus dem XX. Gesange des „Messias“, in der sichern Erwartung, Hasse werde darin einen willkommenen Text zur Composition erblicken. Klopstock mochte den zu Hamburg gebornen Hasse für einen begeisterten Verehrer seiner Muse halten, war aber darin sehr im Irrthum. Der Gemal der großen Sängerin Faustina (geb. Bordoni) war durch die Richtung seiner Kunst, durch seine Reisen, durch seine Umgebung ganz zum Italiener geworden. Nichts war an Hasse deutsch geblieben, als der Name. Nachdem das Künstlerpaar bei der Beschießung Dresdens einen großen Theil seiner Habe verloren hatte, war es nach Wien, an den Ort der ersten Triumphe Faustina's, gezogen. Dort lebte Hasse seit 1760 mit einem Sohne und zwei für Musik und Gesang ausgebildeten Töchtern, und componirte daselbst für die Hofconcerte und für den Carneval

Musikstücke und Opern nach italienischem Musikstyle. Lange erwartete Klopstock vergeblich eine Antwort Hasse's aus Wien. Trotzdem sendet er an Hasse durch Denis' Vermittlung seine Abhandlung von den Sylbenmaßen und wünscht, Hasse möge die Metra componiren. Er will alle neuen Sylbenmaße seiner Abhandlung von Hasse componirt sehen und legt dem Musiker eine ganze Reihe von Fragen vor. Die Sache ist Klopstock „gar nicht gleichgiltig", durch einen Musikus, wie Hasse ist, seine Theorie praktisch zu zeigen. Aber dem wälsch gewordenen Hasse war die deutsche Prosodie vollkommen gleichgiltig. Nicht aus „Künstlereigensinn", wie Klopstock vermuthet, sondern offenbar weil ihm der Gegenstand uninteressant und in Klopstock's Darstellung dunkel war, gab er keinerlei Antwort. Endlich findet Hasse Zeit und Laune zu antworten und sich bei Klopstock mit Kränklichkeit und Geschäften zu entschuldigen. Klopstock sagt darauf in einem Briefe an Denis: „Ich glaube ihm. Doch vielleicht versteht er die Sprache und den Inhalt nicht genug?" Ein Stachel der Empfindlichkeit war jedoch in dem Herzen des sonst so gefeierten und deshalb verwöhnten Dichters zurückgeblieben und er setzt hinzu: „Wenn er nicht sehr kränklich ist, so verdrießt mich's, daß, da ich ihn für Patriot genug gehalten habe, ihm die Composition meiner deutschen Sylbenmaße anzubieten, er es nicht gewesen ist."

Was Klopstock bei Hasse nicht gefunden, sollte er in reichem Maße bei einem Heroen der Tonkunst, einem ihm ebenbürtigen Genius finden. Christoph Wilibald Gluck war „Patriot" in dem Sinne Klopstock's und gebildet genug, um an dem dichterischen Aufschwunge des Volkes ernsten Antheil zu nehmen und Klopstock nach seiner vollen dichterischen

und nationalen Bedeutung zu würdigen. Gluck hatte auf dem geistlichen Gymnasium zu Kommotau, im deutschen Böhmen und als Student der Prager Universität fleißig die alten Sprachen studirt und trotz seines mehrjährigen Aufenthalts in Italien, trotzdem auch er im italienischen Style componirte und italienische Opern aufführte, wird ihm deutsche Art und Kunst nicht fremd. Heimgekehrt aus anderen Ländern (Paris, London, Hamburg, Dresden) schlägt Gluck dauernd in Wien seinen Wohnsitz auf, findet hier eine Frau, mit der er in glücklicher Ehe bis an sein Ende lebte, gewinnt Einfluß und Ansehen in den künstlerisch gestimmten Kreisen des Adels der theresianisch-josephinischen Epoche. Il cavaliere de Gluck (der Papst hatte ihm die Ritterwürde verliehen) ist hochgebildet, geistvoll, reich, unabhängig, berühmt, beliebt, ja verehrt und als Freund heiterer Geselligkeit versammelt er in seinem Wiener Hause Staatsmänner, Gelehrte, Künstler und Dichter, Männer von der Richtung der Aufklärung. Noch ist Gluck nicht der Reformator der Oper, erst der Sechzigjährige sollte in Paris das große Werk vollenden, mit dem sein Name für ewige Zeiten verknüpft ist. Aber er ist gleichwohl schon ein gefeierter Tonkünstler, als Klopstock von ihm schreibt:

„Gluck in Wien, ein Componist, der nach dem Ausspruch eines großen Kenners der einzige Poet unter den Componisten ist, hat einige Strophen aus den Bardengesängen mit dem vollen Tone der Wahrheit ausgedrückt. Ich habe zwar seine Composition noch nicht, aber Alle, die sie gehört haben, sind sehr dafür eingenommen.“ — So schrieb Klopstock an Gleim am 2. September 1769.

Gluck war von Klopstock's Dichtungen sehr entzückt und je mehr er sich damit beschäftigte, desto größer wurde seine Verehrung für den Dichter. Die Klopstock'schen Poesien waren eine Art Hausandacht für Gluck. So heißt es in der Biographie Gluck's: „Weckte ihm ein gemüthlicher Freundeskreis die Lust am Liede, dann holte er nicht Noten herbei, sondern einen Abdruck von Klopstock's Oden, worin er kleine declamatorische Vortragszeichen unter die Worte geschrieben hatte, und sang nun das Gedicht mit wenigen begleitenden Accorden wie ein Recitativ." Eine Probe solcher Musik, die aus Gluck's begeistertem Munde auch die Hörer zur Begeisterung hingerissen, hat uns Reichardt in der Ode „Der Tod" („O Anblick der Glanznacht") aufbewahrt. Sieben vollständige Lieder Gluck's auf Klopstock's Texte sind das schöne Denkmal der Verschwisterung der Künste durch zwei classische Meister. Sie stammen aus der Zeit zwischen „Alceste" und „Iphigenie auf Aulis" und haben in der Geschichte des musikalischen Liedes ihre bleibende Stätte gefunden, wenn sie auch heute nicht mehr gesungen und den Musikliebenden und Sangeskundigen der Gegenwart gar nicht mehr geläufig sind. In ihrer Zeit aber waren diese Gluck-Klopstock-Lieder epochemachend und allgemein verbreitet

In den „Briefen zur Beförderung der Humanität" schrieb Herder 1796: „Wenn überhaupt die Muse der Tonkunst in der Einfalt und Würde, die ihr gebührt, zu uns zurückzukehren würdigte, wessen Worte würden sie freundlicher herniederzaubern als Klopstock's?" Und später, als die Gluck-Klopstock-Oden von Vielen schon vergessen waren: „In den Gesängen, die Gluck aus Klopstock componirte, schwebte er überall auf den Fittigen der Empfindung

des Dichters." Im Jahre 1799 bittet Herder die „Madame Klopstock" um eine Abschrift der Gluck'schen Compositionen zum Gebrauch seines Hauses, das ganz musikalisch, wenn nicht durch That, so durch Willen und Liebe ist." *)

Außer den Liedern, die wir besitzen, componirte Gluck noch andere Oden Klopstock's, ohne diese Compositionen niederzuschreiben. Als Greis recitirte er musikalisch, wird uns berichtet, Klopstock'sche Oden, ohne sie niederzuschreiben, und ein neuer Musikhistoriker sagt treffend: „Gluck sang lieber Lieder, als er Lieder schrieb." Ernsthaft beschäftigte aber den Tondichter der Plan, Klopstock's Bardiet „die Hermannsschlacht" in Musik zu setzen. Er hatte den Versuch mit einigen Strophen gemacht und dies gab den Anlaß zu einem herzlichen brieflichen Verkehr der beiden großen Künstler.

Durch Denis hatte Gluck erfahren, daß Klopstock ein Verlangen trage, diejenigen Strophen, welche Gluck von der „Hermannsschlacht" componirt, zu erhalten. Darauf schrieb Gluck an Klopstock,**) daß er schon lange die Composition an den Dichter gesendet hätte, wenn er nicht „geometrisch" davon überzeugt wäre, daß Viele keinen Geschmack daran finden würden, weil sie mit einem gewissen Anstand müssen gesungen werden, welcher noch nicht sehr in der Mode ist. Auch bangt Gluck vor dem Mangel an Verständniß seiner Musik im Norden. Er leugnet keineswegs, daß in jenen Gegenden vortreffliche Tonkünstler leben, aber die Musik, welche eine Begeisterung begehrt, scheint ihm daselbst doch noch ganz fremd zu sein, wie er aus der Recension, die in Berlin

*) Herder an Klopstock, 5. December 1799.

**) Gluck an Klopstock, Wien den 14. August 1773.

über seine „Alceste“ erschienen, klar ersehen haben will. *) Aber gleichzeitig bekennt er sich Klopstock gegenüber als „ein so großer Verehrer“, daß er ihm verspricht, wenn Klopstock nicht nach Wien zu kommen gedenke, er im künftigen Jahre eine Reise nach Hamburg machen werde, um Klopstock persönlich kennen zu lernen. Dann verpflichte er sich, Klopstock nicht allein Vieles aus der „Hermannsschlacht“, sondern auch von seinen „erhabenen Oden“ vorzusingen, um diesem zu zeigen, wie weit er sich Klopstock's Größe genähert oder wie viel er davon durch seine Musik verdunkelt habe. Er übersendet einstweilen „etliche Gesänge, welche ganz simpel genommen und von leichter Execution sind, drei darunter von deutschem Charakter und drei von modernem wälschen Gusto, von welchen letzteren er zur Probe zugleich zwei Melodien auf „altbardischen Geschmack“ hinzugefügt habe, die aber immer wieder „wegzuwerfen sein“, und empfiehlt einen guten Clavierspieler zu wählen, damit sie Klopstock „weniger unerträglich vorkommen mögen“.

Es waren die wichtigsten Begebenheiten in Gluck's Leben, die den Tondichter davon abhielten, Klopstock's Bardiet in Musik zu setzen, beziehungsweise die geplante und begonnene Arbeit zu vollenden. Gluck hatte eben Klopstock's Lieder und Oden componirt, da begannen die folgenreichen Unterhand-

*) An dieser Meinung über die Empfänglichkeit der Norddeutschen hielt Gluck noch viel später fest, indem er an Klopstock schrieb (10. Mai 1780): Den Musikfreunden im Norden sei schwer begreiflich zu machen, was Empfindung ist. Nach seiner Meinung ziehe man in Klopstock's Gegenden die Setzkunst hauptsächlich in Betracht, hingegen die Einbildungskraft verkannt und verwünscht wird. Ganz derb sagt Gluck am Schlusse: „Bei Ihnen wollen die mehrsten Tonkünstler nur Maurer, aber keine Architekten sein.“

lungen Gluck's mit der Pariser Oper. Im Herbste von 1773 wurde er nach Paris berufen, unter dem Schutze seiner ehemaligen Schülerin Marie Antoinette wurde „Orfeo“ aufgeführt, dann begann der Zeitungskrieg, die Composition der „Armida“, die Aufführung der „Alceste“. Voltaire, Rousseau, Abbé Arnaud, Suard mengten sich in den Streit Gluck's mit den Anhängern Piccini's und traten auf des Deutschen Seite, der sich den leidenschaftlichsten Angriffen ausgesetzt sah. Im Jahre 1777 brachte er die „Armida“ in Paris zur Aufführung, 1779 die „Iphigenie auf Tauris“, mit welcher Gluck (sie erlebte in drei Jahren 151 Vorstellungen) endgiltig und entscheidend siegte. Aus den Pariser Kämpfen und Stürmen zog sich Gluck alljährlich wieder für einige Zeit in sein trautes Wiener Heim zurück und hier gedachte er auch stets seines dichterischen Freundes im deutschen Norden. Auf dessen Bitten suchte er für Klopstock's Berufung nach Wien daselbst den Boden zu ebnen. Im Jahre 1775 sendet er durch den kaiserlichen Gesandten Grafen Ludwig Cobenzl Briefe und Compositionen nach Hamburg. Um Klopstock „das theure Postgeld zu ersparen“, sandte er die „verlangten Arien“ auf diesem Wege und entschuldigt sich, daß er keine „Anmerkungen“ dazu gefügt, weil es ja so schwer sei, brieflich über den Ausdruck der Empfindung zu belehren.

Im selben Jahre (1775) fand endlich die von Beiden so lang ersehnte persönliche Begegnung statt, doch nicht in Wien und nicht in Hamburg, wie so oft angekündigt, sondern in Straßburg und Rastatt.

Gluck war auf dem Heimwege von Paris nach Wien. Die Reise führte über Straßburg und dort traf er mit

seinem Lieblingsdichter (am 9. März 1775) zusammen. Die Begegnung hatte einen herzlichen Charakter und Klopstock erfreute sich an Gluck's Gesellschaft, der außerdem von seiner Frau und seiner Nichte Nanette begleitet war. Acht Tage später trafen sie wieder in Rastatt zusammen und hier war es, wo Nanette Klopstock durch den Gesang der von Gluck gesetzten Lieder und Strophen aus der „Hermannsschlacht" erfreute. Gluck hatte seiner Nichte, deren Stimme von einem Italiener mit vieler Kunst ausgebildet war, die Lieder mit viel Emsigkeit und Sorgfalt einstudirt und sich „in ihr eine Sängerin für diese Lieder herangebildet, welche die höchst einfachen Weisen begeisternd, tief und innig zu beleben wußte". Von der ersten Begegnung schreibt Petersen an Merck (am 9. März 1775), daß der Ritter von Gluck und dessen Nichte Klopstock eine „empfindliche Freude" bereitet haben, indem der Dichter Gelegenheit bekam, etliche Stücke aus der „Hermannsschlacht" und seinen Liedern, von Gluck vortrefflich in Musik gesetzt, meisterlich spielen und singen zu hören. Und über die Rastatter Begegnung erzählt uns Cramer, der Oheim habe die Nichte manchmal plötzlich mitten im reizendsten Vortrage unterbrochen und ihr wohl gar zugerufen: „Halt! das war falsch! Noch einmal!" Und doch habe es sich nur um feine Schattirungen gehandelt, die Keiner bemerkte. Bei dieser Gelegenheit macht Cramer auch die Bemerkung: „Einige seiner Lieblingsstücke (von den Klopstock'schen) sang ihm Niemand zu Dank, selbst nicht seine Nichte. So duldete er nicht, daß diese Klopstock seine „Sommernacht" („Willkommen, o silberner Mond") vorsang. Er selber sang das Lied mit rauher, aber ausdrucksvoller Stimme. Es war ihm nur um den Affect zu thun. Mit

Recht macht Riehl*) die Bemerkung: „Aus diesem Bericht, den Cramer aus Klopstock's Munde niederschrieb, sieht man, daß Gluck seine Lieder werth hielt und eine Aussprache seines eigensten Geistes in denselben geborgen zu haben glaubte, ganz entgegen manchem modernen Romantiker, welcher in Gluck's Oden nur eine trockene Gelegenheitsarbeit erblickt. Immerhin sind die sieben Oden eine musikalische Urkunde des künstlerischen Freundschaftsbundes zwischen Gluck und Klopstock. Dieser Bund und diese Lieder waren den Zeitgenossen eine erfreuliche Erscheinung.“

Klopstock aber war von dem Gesange Nanettens ganz hingerissen. In Rastatt setzte er in Gluck's Gesellschaft, ein Beweis für seine dankbare Stimmung, folgenden Revers auf:

„Ich Endes-Unterschriebene, Bezauberin des heil. römischen Reichs, wie auch des unheiligen gallikanischen Reichs, urkunde und bekenne hiermit, wasmaßen ich Klopstocken versprochen habe und verspreche, daß, sobald ich Erzzauberin in die Erzstadt des Erzhauses, Wien genannt, zurückgekehrt bin und mich alldort drei Tage und drei Nächte hintereinander von meiner Reise verpustet habe, ich sofort und ohne Verzug, wie auch ohne ferneren Aufschub ihm zusenden will: 1. die Arie, in welcher Orpheus der Euridice nachruft; 2. die Arie, in welcher Alceste ihren Kindern nachruft und daß ich unter jede dieser Arien setzen will einige Worte, in welchen enthalten sein soll, so viel nämlich davon in Worten enthalten sein kann, die Art und Weise, Beschaffenheit und Eigenthümlichkeit und gleichsam die Schattirung meines musikalischen Zaubervortrags, damit bekannter Klopstock diese

*) Vgl. W. H. Riehl „Freie Vorträge“ (Gluck als Liedercomponist). Stuttgart 1873.

meine Worte, benebst den Arien, seinerseits wieder zurücksenden könne seiner Nichte zu Hamburg, welche, seinem Vorgeben nach, der Zauberei auch ergeben sein soll.

Urkundlich geschehen zu Rastatt am 17. März 1775."

Im Juni desselben Jahres erhielt Klopstock von Wien, durch Vermittlung des Grafen Cobenzl, die verlangten Arien. Er konnte nicht ahnen, daß die liebenswürdige junge Sängerin, welche ihm die Arien sandte, schon wenige Monate nachher nicht mehr unter den Lebenden weilen werde. Am 22. April 1776 starb Nanette in Gluck's Hause in Wien an den Blattern, am Tage vor der ersten Aufführung der „Alceste" in Paris, zu welcher Gluck, diesmal ohne Begleitung der Frauen, nach Frankreichs Hauptstadt gereist war.

Gluck war von dem Verluste des Mädchens, das er an Kindesstatt angenommen, wie ein Vater zärtlich geliebt, niedergeschmettert. Sein einziger Gedanke war, ihrem Andenken durch die edelste Kunst ein Denkmal zu setzen, der Klage um ihren Verlust den schwungvollsten, zugleich das Herz befreienden Ausdruck zu leihen. Und Klopstock hatte das Mädchen gekannt, er mußte die Größe des Verlustes auch am besten würdigen können. Deshalb wendet sich Gluck an Klopstock, den Freund, an den Dichter, der ihm der größte schien, an das Mitgefühl des Künstlers für den Künstler in dem schönen Briefe voll rührender Klage vom 10. Mai 1776 mit folgenden Worten:

„Die mitweinende Freundschaft gewährt dem Unglücklichen den kräftigsten Trost; diesen Trost verspreche ich mir von Ihnen, werthester Freund! Ich habe meine Nanette verloren! Ihr deutsches Mädchen mit dem edlen und guten Herzen, das auf Ihren Beifall, auf Ihre Freundschaft so

stolz war — ist nicht mehr! Im Frühling ihres Lebens ist sie wie eine Rose verblüht und ich verliere in ihr die Freude meines Alters. — O, wie empfindlich ist mir dieser Verlust! Eben in der Zeit, da ich die Früchte meiner glücklichen Erziehung einernten sollte, ward sie mir entrissen, während meiner Abwesenheit entrissen, ohne die letzten Empfindungen ihrer unschuldigen Seele vor ihrer Auflösung genossen zu haben. Wie öde, wie einsam wird es künftig um mich sein! Sie war meine einzige Hoffnung, mein Trost und die Seele meiner Arbeiten. Die Musik, sonst meine liebste Beschäftigung, hat nun allen Reiz für mich verloren, oder sollte sie jemals meine Betrübniß lindern können, so müßte sie dem Andenken dieses geliebten Gegenstandes geheiligt sein. Ist es zu viel von Ihrer Freundschaft gefordert, wenn ich wünsche Ihre empfindsame Seele durch meinen Verlust zu rühren, wenn ich hoffe, daß Ihre erhabene Muse sich herablassen werde, um einige Blumen auf die Asche meiner geliebten Nichte zu streuen? Mit welcher Entzückung würde ich diesen kräftigen Trost benutzen! Von Ihrem Genie angefeuert, würde ich dann in den rührendsten Tönen meine Klagen auszudrücken suchen. Natur, Freundschaft und mehr als Vaterliebe würden die Quellen meiner Empfindungen sein. Lassen Sie mich, edler Freund, nach diesem Ihrer schönen Seele würdigen Geschenke nicht vergebens seufzen. In Wien, wohin ich zurückzureisen im Begriffe bin, werde ich Ihrer Antwort mit Sehnsucht entgegensehen. Bei jedem Gedanken an Sie werden sich dann in meinem Herzen neben den Regungen der aufrichtigsten Freundschaft noch jene der dankbarsten Erkenntlichkeit erheben und beide die vollkommenste Verehrung verewigen, mit der ich bin u. s. w."

Und Klopstock? Er versagte Gluck diesen Trost. Er sandte kein Gedicht. Ob er dem Trauernden gar ein Wort des Trostes schrieb? Man kennt keine Antwort des Dichters, nirgends wird auf eine solche hingewiesen, ja Manches läßt uns sogar schließen, daß er überhaupt nicht geantwortet. Mindestens steht davon die Frage offen. Anders benahm sich im selben Falle der weltkundige und herzliche Wieland. Er sandte Gluck brieflichen Trost, und da er sich selbst nicht fähig fühlte ein Gedicht auf Nanettens Tod zu machen, das Gluck's Empfindung wiedergeben konnte, so wies er Goethe auf den Gegenstand. Dieser zeigte sich auch geneigt und theilte Wieland auch dann die Idee zu dem Gedichte mit, das er dem Andenken von Gluck's Nichte widmen wollte. Aber Goethe's Lage in Weimar wurde immer unruhvoller, seine Thätigkeit wurde vielfach, nun auch im Conseil, in Anspruch genommen, und so wurde Wieland vertröstet, die Arbeit verschoben und endlich unterblieb sie ganz und gar. Umsomehr durfte Gluck auf Klopstock rechnen, der endlich doch vielleicht den Wunsch erfüllen würde. Aber das Harren war vergeblich. Klopstock setzte Dienstwilligkeit, Freundschaft bei Jedem voraus, mit dem er verkehrte, beschäftigte, belästigte alle Welt mit seinen Angelegenheiten, betrachtete aber die Undankbarkeit, die Nichterfüllung von Verkehrspflichten, das Nichtschreiben als sein Vorrecht. Dies sollte auch Gluck erfahren, der eben mit seiner „Iphigenie" den Gipfel des Ruhmes erstiegen, in Paris gefeiert worden war, den Namen des deutschen Künstlers zu höchsten Ehren gebracht und nun mit seiner „um Mitleid bettelnden Sängerklage" von Klopstock nicht gehört wurde.

Hatte Klopstock die Bitte Gluck's nicht erhört, so machte Letzterer die Muse seines Lieblingsdichters seinem Zwecke in anderer Weise dienstbar. Er wählte sich aus den gedruckten Oden Klopstock's „die todte Clarissa", begleitete sie mit seinen rührendsten Tönen und recitirte sie im Wiener Freundeskreise zur Erinnerung an die geschiedene Nanette.

Die Ode stammte aus dem Jahre 1750, aus jener Zeit, als Klopstock „das große Glück der Liebe geschwunden", d. h. Fanny seine Werbung ablehnend beantwortet hatte und er in traurigste Verzweiflung fiel. Damals pflegte er aber auch schon den Briefwechsel mit Meta und an sie richtete er die Ode „Die todte Clarissa", worin er auf die innige Theilnahme hindeutet, die sie Beide der Heldin des Richardson'schen Romans weihten. Meta hatte dem Dichter mit tiefer Bewegung geschrieben, wie die Darstellung von Clarissa's Tod in dem von allen gefühlvollen Seelen damals verschlungenen Richardson'schen Roman sie zu heißen Thränen gerührt, worauf dieser bemerkt, auch er habe dem einzigen Mädchen wärmsten Antheil gewidmet, aber sie glücklich gepriesen, daß sie so frühe der rauhen Erde entrückt worden. Endlich fordert er, indem er seinem Gefühle in einer an die Geliebte gerichteten Ode dichterischen Ausdruck gibt, diese zu gemeinsamer Feier ihres Angedenkens auf:

„Blume, Du stehst verpflanzet, wo Du blühest,
Werth, in dieser Beschattung nicht zu wachsen,
Werth, schnell wegzublühen, der Blumen Edens
Bess're Gespielin!

Lüfte, wie diese, so die Erd' umathmen.
Sind, die leiseren selbst, Dir rauhe Weste.
Doch ein Sturmwind wird (o, er kommt! entflieh' Du,
Eh' er daherrauscht).

Grausam, indem Du nun am hellsten glänzest,
Dich hinstürzen; allein, auch hingestürzet
Wirst Du schön sein, werden wir Dich bewundern,
Aber durch Thränen!

Reizend noch stets, noch immer liebenswürdig,
Lag Clarissa, da sie uns weggeblüht war,
Und noch stille Röthe die hingesunk'ne
Wange bedeckte.

Freudiger war entronnen ihre Seele,
War zu Seelen gekommen, welch' ihr glichen,
Schönen, ihr verwandten, geliebten Seelen,
Die sie empfingen.

Daß in dem Himmel sanft die liedervollen,
Frohen Hügel umher zugleich ertönten:
Ruhe Dir und Kronen des Sieg's, o Seele,
Weil Du so schön warst!

So triumphirten, die es würdig waren.
Komm' und laß wie ein Fest die Stunde uns Cidli,
Da sie fliehend uns ihr erhab'nes Bild ließ,
Einsamer feiern!

Sammle Cypressen, daß des Trauerlaubes
Kränz' ich winde, Du dann auf diese Kränze
Mitgeweinte Thränen zur ernsten Feier
Schwesterlich weinest! *)

---

*) Vgl. Werke Leipzig 1839. 4. Bd. S. 68—69.

Volksthümlich wie der englische Roman und seine Titelheldin war in jener rührseligen Zeit auch die Klopstock'sche Ode, die sich an Clarissens Tod anlehnte. Sechsundzwanzig Jahre nach ihrer Entstehung wird sie Gluck zum poetischen Troste in seinem tiefen Schmerze und so groß ist seine Genugthuung darüber, daß er noch vier Jahre später aus Wien an Klopstock schreibt: „Obschon Sie meiner verstorbenen Kleinen nichts auf ihren Tod haben componirt, so ist doch mein Verlangen erfüllt worden, denn Ihre „todte Clarissa" ist so analog auf das Mädchen, daß Sie mit allem Ihrem großen Geiste nichts Besseres hätten hervorbringen können. Diese ist jetzund meine Favorit-Ode und sehr Wenige hören sie, denen sie nicht Thränen auspreßt." *)

Man merkt aus den Eingangsworten des vorstehenden Briefes, daß Gluck über die Gleichgiltigkeit Klopstock's in Rücksicht auf die Bitte um eine dichterische Gabe auf Nanettens Grab sich noch nach vier Jahren gekränkt fühlte. Aber diese Stimmung vermochte Gluck's Verehrung für den dichterischen Genius Klopstock's nicht herabzumindern. Als er mit seiner „Iphigenie auf Tauris" seinen öffentlichen Triumph abgeschlossen hatte, kehrte er nach Wien, 66 Jahre alt, zu dauerndem, nicht mehr unterbrochenen Aufenthalte zurück. Sofort will er an derselben Stelle ansetzen, wo er vor seinem Zuge nach Paris aufgehört. Klopstock's „Hermannsschlacht" will er nun ernstlich wieder vornehmen.

So schreibt er aus Wien an Klopstock (am 10. Mai 1780): „Sie wissen nicht, warum ich so lange mit der „Hermanns-

*) Gluck an Klopstock. Wien, 10. Mai 1780.

schlacht“ zaudere, weil ich mit selbiger meine musikalischen Arbeiten beschließen will. Bisher habe ich es nicht thun können, weil mich die Herren Franzosen so sehr beschäftigt hatten. Obschon nun die „Hermannsschlacht“ meine letzte Arbeit sein wird, so glaube ich dennoch, daß sie nicht die unbedeutendste von meinen Productionen sein wird, weil ich den Hauptstoff dazu gesammelt habe in der Zeit, ehe mir das Alter die Denkenskraft geschwächt hat.“ Das war es eben, Gluck trug die Melodien und Recitative im Kopfe herum und auch der greise Gluck hat sie nicht niedergeschrieben. So ist die Musik zur „Hermannsschlacht“ nicht auf uns gekommen. Wir besitzen ja auch seine Gellert-Lieder nicht und schon 1790 warf Gerber den Zweifel auf, ob jemals ein Anderer als Gluck sie besessen habe, indem er die Lieder fertig mit sich im Kopfe herumgetragen, ohne sie niederzuschreiben. Das hindert nicht anzunehmen, daß Gluck sich mit der Composition eifrig beschäftigt habe. Mindestens gibt uns Reichardt, drei Jahre nach dem oben angezogenen Briefe Gluck's an Klopstock, ein Zeugniß dafür ab.

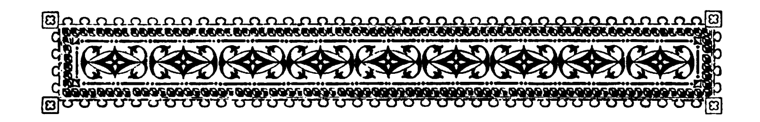
Als begeisterter Verehrer Gluck's kam der junge Capellmeister Reichardt im Sommer 1783 nach Wien und wurde durch die Gräfin Thun bei Gluck in dessen Landhause in Perchtoldsdorf eingeführt. Bei der Mittagstafel — erzählt Reichardt — kam die Rede auch auf Klopstock, mit dem Reichardt vor Jahren in Verbindung gestanden. Gluck versprach seinem Gaste nach aufgehobener Tafel Einiges aus der Musik zur „Hermannsschlacht“ und aus Klopstock's Oden vorzutragen. Vergebens mahnte die besorgte Gattin von der Anstrengung ab. Nach genossenem Kaffee

und einem Spaziergang sang Gluck mit schwacher rauher Stimme und schwerer Zunge, mit einzelnen Accorden sich begleitend, mehrere jener originellen Compositionen zum großen Entzücken Reichardt's, der die Erlaubniß erhielt, eine der Oden nach dem Vortrage niederzuschreiben. Zwischen den Gesängen aus der „Hermannsschlacht" ahmte Gluck mehrmals den Klang der Hörner und den Ruf der Streitenden hinter den Schilden nach.

Einmal unterbrach er sich, um anzumerken, daß er zu dem Gesange noch ein eigenes Instrument erfinden müsse. In der That hatte Gluck, wie Reichardt erzählt, eine ganz eigene Zusammenstellung und Benutzung aller Orchester-Instrumente ersonnen, zu denen noch ganz neu zu verfertigende Hörner, nach Art der russischen Hörner, kommen sollten, bestimmt, bei den mächtigsten Stellen mit einzufallen. Die Gesänge selbst fand Reichardt „fast ganz declamatorisch, selten nur melodisch". Die Gluck-Biographie belehrt uns, daß die Schaffensperiode des großen Tonmeisters im Jahre 1783 überhaupt abgeschlossen war, und wenige Monate später kamen physische Unglücksfälle und Leiden über den greisen Künstler, die ihm auch den Abschluß des in ungeschwächter Denkkraft ersonnenen und durch Jahre in seinem Kopfe gereiften Werkes unmöglich machten. Zweimal während des Jahres 1784 wurde Gluck vom Schlagfluß getroffen, Arm und Bein rechterseits waren gelähmt. Während seines dreijährigen Siechthums (er starb zu Wien am 15. November 1787) kehrte der Lieblingsgedanke an die Composition der „Hermannsschlacht" immer wieder. Er verjüngte sich, erzählt seine Biographie, wenn er einzelne Strophen der „Hermannsschlacht" sang. Bei der Strophe

„Wodan, unbeleidigt von uns,
Fielen sie bei den Altären uns an!
Wodan, unbeleidigt von uns,
Erhoben sie ihr Beil gegen Dein freies Volk!"

flossen ihm die hellen Thränen über die Wangen herab. Oft rief er Salieri heran, um ihm Noten zu dem Texte zu dictiren. In den letzten Tagen seines Lebens kehrte häufiger Gluck's Geist wieder zu Klopstock zurück. Er wollte die Musik zur „Hermannsschlacht" als sein Vermächtniß in eines Andern Feder dictiren, aber die Besorgniß der Gattin und des Arztes wehrte es ihm. Es war also wirklich seine letzte Arbeit, wie er es sieben Jahre vorher Klopstock angekündigt. Ob sie, wie er damals meinte, auch nicht seine unbedeutendste geworden wäre? Er nahm dies räthselhafte Meisterstück seiner Lyrik mit sich in's Grab. — Der „Poet unter den Musikern" schloß sein künstlerisches Tagewerk mit dem Gedanken an Klopstock, den er so begeistert im Herzen getragen.



III.

Günstiger als zur Tonkunst war das Verhältniß der Klopstock'schen Dichtungen, vor Allem das seiner Hauptdichtung, des „Messias", zu den „bildenden Künsten". Der Messias erschien schon frühzeitig als ein würdiger und willkommener Gegenstand bildlicher Darstellung. Nachdem die ersten drei Gesänge des „Messias" in den „Neuen Beiträgen zum Vergnügen des Verstandes und Witzes" 1748 zum ersten Male und ein Jahr später in Halle als Nachdruck erschienen waren, „den der Verfasser dadurch ehrlich machte, daß er sich mit dem Buchhändler Hemmerde über den Verlag auch der Fortsetzung verglich," kam 1751 der „Messias", 1. Band, als eine sehr verbesserte und mit zwei Gesängen, die für die Besitzer der ersten drei in Kleinoctav besonders abgedruckt wurden, vermehrte Ausgabe in Großoctav mit Kupfern heraus, wozu der Dichter selbst den Entwurf machte.*) Doch fielen die Kupfer eben auch aus diesem

*) Vgl. Joh. Otto Thieß F. G. Klopstock ꝛc. ꝛc. bei Schmidlin Ergänzungen 133—34.

Grunde schlecht aus und beim dritten und vierten blieben sie ganz weg. Nach Vollendung der ersten zehn Gesänge veranstaltete Klopstock zu Kopenhagen auf Kosten des Königs eine neue verbesserte Ausgabe vom ersten Bande mit einem Titelkupfer in Großquart. In dieser Gestalt erschien auch der zweite Band, dem 1768 der dritte folgte. Der Verleger der Halle'schen Ausgabe that nun auch Kupfer hinzu; aber es waren noch immer dieselben, zu denen Klopstock die Ideen angegeben und die den ersten zehn Gesängen vorgesetzt waren (1760). Fünf davon hat ein Zeichner und Kupferstecher Fritsch gezeichnet und gestochen, Crusius die anderen. Aber alle diese Blätter waren selbst nach der damaligen Kritik „äußerst schlecht, ohne Geist und Geschmack, wie in Zusammensetzung so in Ausführung gerathen“. Klopstock, abgeschreckt durch diese Art künstlerischer Wiedergabe seiner Dichtung, ließ die letzten zehn Gesänge ohne Kupfer erscheinen und hat lange nachher jedes ähnliche Unternehmen seinen Verlegern untersagt.*) Das Verlangen des Dichters blieb aber trotzdem ungeschwächt, seinen Gestalten eine Verkörperung im Bilde zu verschaffen. Doch sollte es ein echter, wahrer, mit dem Geiste der Dichtung vertrauter Künstler, zugleich ein Künstler von Ruf und Bedeutung sein, dem er das Schicksal des Heldengedichtes anvertraut wissen wollte. Endlich glaubte er in der gefeierten Ange-

*) Der dritte Band der Halle'schen Ausgabe (11.—15. Ges.) kam 1769, der vierte (16.—20.) 1773 heraus. 1780 kam die Subscriptions-Ausgabe aus der Officin Eckhardt in Altona heraus. Die wirkliche Ausgabe letzter Hand ist auch als 3.—6. Bd. von Klopstock's Werken mit Kupfern und ohne Kupfer in gr. 4° und gr. 8° bei Göschen in Leipzig erschienen.

lica Kauffmann die congeniale Natur gefunden zu haben, die dem deutschen Volke den „Messias“ und seine Gestalten in wahrnehmbarem Bilde vorführen werde.

Die Malerin Angelica Kauffmann war in der That eine begeisterte Verehrerin von Klopstock's Muse und als solche dem Dichter bekannt. Seit 1769 stehen die Beiden im Briefwechsel mit einander. Damals war Angelica eben von Rom nach London übersiedelt. — Der Dichter sendet der Künstlerin ein Exemplar seines „Messias“ und sie dankt ihm in überschwänglichen Worten. „Das unendlich Schöne, das Edle und Erhabene im „Messias“ bewegt ihr, nach ihrem Geständnisse, die ganze Seele.“ Nur der Gedanke und die Hoffnung, Klopstock zum Freunde zu haben, macht sie schon mehr, als sie sagen kann, glückselig. Mit Spannung erwartet sie Klopstock's Porträt (von Sturz gezeichnet), seine erhabenen und harmonischen Gedanken wünscht sie in Musik gesetzt, an seinem Schicksale nimmt sie ernsten Antheil und beglückwünscht ihn zu dem kaiserlichen Geschenke. (Es ist die von Kaiser Joseph dem Dichter gesandte Medaille gemeint.) Nichts natürlicher, als daß sie ihre eigene Kunst in des Dichters Dienste stellt, und in der That erhält Klopstock eines Tages ein von Angelica's Hand gefertigtes Gemälde „Samma in den Gräbern“ (aus dem „Messias“). Drei Personen: der todtbleiche Samma, der die Urne Benoni's sitzend mit daran gelehntem Kopfe umfaßt, Joel, der Johannes weinend bittet, und Johannes, ausnehmend schön und sanft, der sich über ihn beugt und ihn mit voller Aufmerksamkeit anhört. Später läßt Angelica Samma in Kupfer stechen und sendet Klopstock das erste Exemplar. Daran knüpft sich ein reger

Briefwechsel*) zwischen Klopstock und Angelica. In diesen Briefen wiederholen sich nur die Versicherungen zärtlichster Freundschaft; Angelica hat den „Messias“ stets in dem Zimmer, in welchem sie malt, sie dürstet nach dem Augenblicke, wo sie ihre Kunst ganz und gar dem Messiasstoffe werde zuwenden können. Klopstock läßt es seinerseits nicht an Mahnungen und dringenden Bitten fehlen, den „Messias“ zu illustriren. Angelica verspricht es neuerdings, vergißt jedoch ihre Zusage. Dann tritt eine lange Pause im Briefwechsel ein, die Messias-Zeichnungen sind offenbar bei Angelica längst aufgegeben, die unmittelbare Wirkung der Dichtung auf die Phantasie der Künstlerin ist verwischt, als sich nach zehn Jahren Klopstock mit einem mahnenden Schreiben wieder bei ihr einstellt. Da schreibt sie denn aus London am 4. Juli 1780: „Wie gerne werde ich Zeichnungen zum „Messias“ machen, aber wann werden die Mußestunden kommen, dieses große Werk allein in meinem Sinn zu nehmen? Denn wahrhaftig es braucht etwas mehr als nur menschlichen Sinn, ein und andere Stellen zu zeichnen, die Sie, mein Freund, so göttlich beschrieben.“ **) Aber die Mußestunden kamen nicht. Die Uebersiedlung nach Rom, ***) ihre zweite Heirat ließen sie Klopstock's und seines „Messias“ ganz vergessen. Während Klopstock noch erwartete, seine empfindsame Freundin werde dem „Messias“ bildnerischen Ausdruck geben, hatte dies ein bedeutender

*) Vgl. Lappenberg Briefe von und an Klopstock.

**) A. a. o. S. 295.

***) Angelica ging 1782 wieder nach Italien zurück und starb in Rom 1807.

Wiener Künstler, von schwäbischer Abkunft, mit Glück und Eifer und mit männlicher Kunst ausgeführt. Sein Name ist Füger.

Heinrich Friedrich Füger war am 8. December 1751 zu Heilbronn geboren, zeigte schon als Knabe große Befähigung, fand aber in Stuttgart keine Gelegenheit zur Ausbildung und keine Ermunterung. So wandte sich Füger in Halle dem Studium der Rechte zu, bis ihn Klotz — Lessing'schen Angedenkens — wieder auf die Bahn der Kunst drängte. In Dresden suchte er sich im Zeichnen auszubilden, ging aber schon nach zwei Jahren nach Wien. Hier fand Füger Gönner und hatte das Glück mit einem kaiserlichen Staatsstipendium nach Rom gesandt zu werden, wo er fünf Jahre im anregendsten Studium der Kunst lebte. Bald darauf bekam er den Auftrag, den Bibliothekssaal der Königin Caroline von Neapel, Tochter der Kaiserin Maria Theresia, mit Fresken zu schmücken. Der Staatskanzler Kaunitz nahm ein lebhaftes Interesse an seinem Schaffen und beförderte ihn auf die Stelle eines Vicedirectors der Malerclasse der Wiener Akademie, wovon Kaunitz dem jungen Künstler in einem eigenhändigen Schreiben Nachricht gab.*) Füger hatte, heimgekehrt, fortan nur die Pflege der großen Kunst im Auge, nachdem er nur allzulange in der Porträt- und Miniaturmalerei seine Kräfte zersplittert hatte. In seinem „sterbenden Germanicus" lieferte er das erste größere historische Werk seiner Wiener Epoche. 1795 wurde Füger Director der Akademie, welche er zu Ruf

*) Vergl. v. Lützow: Geschichte der kais. kön. Akademie d. bild. Künste. S. 66.

und Ansehen brachte.*) Mit Wärme, Klugheit und Würde trat er bei Kaiser Joseph und Kaunitz für die Interessen der Kunst ein. Der Beifall des Hofes, des Adels, des kunstliebenden Publicums blieb dem glücklichen Künstler stets bei allen seinen Schöpfungen treu. Sein Ruf ging durch ganz Deutschland und zog viele deutsche Jünger nach Wien.

Die competenteste Richterstimme in Deutschland, Goethe, sagte von Füger: „Seine Werke sind meist gut angeordnet und von gefälliger Wirkung. Das Colorit hat eine lockende Frischheit und die Ausführung ist geistreich, aber gewöhnlich zu leicht und flüchtig.**) Das war der Mann, der die Aufgabe, dem „Messias" bildnerischen Ausdruck und Schmuck zu leihen, übernommen hatte.

Einige Jahre vor der von Göschen unternommenen Prachtausgabe von Klopstock's Werken lernte der genannte Verleger Füger's Hand aus einigen seiner an einen Freund in Harburg gesandten Zeichnungen und nach diesen gestochenen Blättern kennen und ward fortan einer der wärmsten Bewunderer des Wiener Künstlers.***) So wurde auch Klopstock mit der Art desselben bekannt und die Folge war der Wunsch, Füger möge die Illustration des „Messias" übernehmen. Dies wurde Füger mitgetheilt und endlich trat noch

*) „Besonders ist Wien der rechte Ort, der mich meinem gewünschten Ziele näher bringen könnte," schreibt der junge Cornelius an seinen Freund Flemming. — „Mein erster Gang war zu Füger," schreibt Joh. Veit Schnorr in seinen Erinnerungen.

**) Vergl. „Winckelmann und sein Jahrhundert." S. 306 u. f.

***) Vergl. „Morgenblatt", Stuttgart 1817, Nr. 18—20.

Göschen mit demselben Verlangen an ihn heran. Füger begann nun ein genaues Studium des Gedichtes und zeichnete zuvörderst einige Blätter zum Versuche. Während dieser ersten Arbeiten schrieb er: „Klopstock's Ideen sind keinem Künstler erreichbar. Welche Mittel hat die bildende Kunst, um jene geistigen Wesen sichtbar und verkörpert darzustellen, die aus der Seele des erhabensten aller Dichter in seine unsterblichen Gesänge geflossen sind?“ Gleichwohl fuhr Füger fort daran zu arbeiten. Nach eigener Wahl hob er aus jedem der Gesänge eine Darstellung und bildete so eine „Messiadische Gallerie“ von 20 Zeichnungen, die bald in Wien der Gegenstand der Bewunderung aller Verehrer der Dichtung und ebenso der des Künstlers waren. Die Wirkung des Kunstwerkes auf die damalige Generation, die noch den großen Eindruck des Entstehens der Dichtung nachempfand, war eine tiefe und auch die jüngere Generation huldigte dem Style Füger's ebenso sehr, wie sie die Dichtung mit Verehrung für den Dichter las. Man urtheilte: „Nie hat ein nachbildender Künstler sich mehr in den Geist der Schöpfung eines hohen Genius versetzt, als Füger in den meisten dieser Darstellungen aus dem „Messias“. Die meisten Gestalten und Köpfe sind ihm außerordentlich geglückt, nicht minder die übrigen handelnden Personen, dann die Gruppirungen, Gewänder und Beleuchtung der Scenen. Auch die strengste Kritik wird, wenn sie vielleicht bei einzelnen Figuren und ihren Andeutungen Einwendungen zu machen findet, eingestehen, daß in dem Ganzen dieser „Messias“-Darstellungen eine Hoheit, Kraft und ergreifende Wirkung herrscht, die noch durch keine bildliche Behandlung der heiligen Geschichte übertroffen ist und den mit dem erhabenen Gedichte Vertrauten befriedigen muß.“

Füger hätte nicht leicht einen volksthümlicheren Stoff aus der sogenannten heroischen Welt wählen können. Er wurde zur wiederholten Darstellung des Gegenstandes gedrängt. In Zeichnungen mit Kreide und Tusch und weiß gehöht auf blauem Papier und dann wieder in 19 großen Gemälden für den Grafen Moriz Fries in Wien brachte er den Stoff zur Darstellung. Aber die Füger'schen Compositionen sollten die Messiade auch ins Volk begleiten durch die Anregung, welche andere Künstler von ihnen empfingen. So beispielsweise der Kupferstecher Friedrich John*) in Wien, der, ein Schüler Füger's, einstmals an diesen von König Stanislaus empfohlen, von ihm unterwiesen, in künstlerische und Mäcenatenkreise eingeführt, an des Meisters Schöpfungen das wärmste Interesse eines dankbaren Schülers nahm und sich auch in die „Messias"-Bilder ganz eingelebt hatte. Deshalb bestellte auch Göschen die Stiche für die Prachtausgabe von Klopstock's Werken bei ihm und Graf Meerman van Dalem sandte demselben Wiener Kupferstecher den Auftrag, die holländische Uebersetzung der Messiade mit zwanzig Stichen nach Füger's Zeichnungen auszustatten. Neun Jahre arbeitete John und ließ daran seine Kunst reifen. Die ersten Blätter von 1798 sind matt und verworren, unrein; an denen vom 10. bis zum 14. Gesange läßt sich der Fortschritt bis zur Meisterschaft verfolgen, die Blätter vom 18., 19. und 20. Gesange gelten als Muster. **)

---

*) Geb. zu Marienberg in Preußen am 24. Mai 1769, gest. am 2. September 1843 zu Marburg in Steiermark.

**) Vgl. Wurzbach Biogr.-Lexicon, B. 10, S. 235—244, nach Aufzeichnungen John's gearbeitet.

Das würdigste Denkmal schuf dem Dichter unter den Künstlern jener Zeit, die von Füger ihre Anregung hielten, der eigentliche Repräsentant des Classicismus in der Wiener Kupferstecherschule, der Nachfolger Schmutzer's an der Akademie, Joh. Friedr. Leybold in seinen „Darstellungen aus Klopstock's „Messias". Diese Arbeit wurde Leybold von dem hochverdienten und energischen Kunstverleger Frauenholz in Nürnberg übertragen. Die Stiche geben die Füger'schen Zeichnungen in der Größe der Originalbilder (von 19½ Zoll Höhe und 14½ Zoll Breite Pariser Maß), die sich im Besitze des Grafen Fries befanden, in meisterhafter Weise gestochen, wieder. Man rühmte damals die neue Behandlungsart der Platten, eine Vereinigung der Radirnadel mit dem Grabstichel, und schrieb ihr nebst der sinnigen und strengen Auffassung die große Wirkung zu, welche der Künstler erreicht hatte. Im Jahre 1812 erschien in Imperial-Folio das erste Blatt. Aber die Kriegszeit, die über Deutschland hereingebrochen war, Handel und Wandel lähmte, das Interesse von den schönen Künsten ganz ablenkte, hinderte lange Zeit das Fortschreiten des Unternehmens, welches die überaus thätige und hartnäckig gegen die Noth der Zeit ankämpfende Verlagshandlung nicht aufgab und so zum schönsten Gelingen führte.

Neben diesen unmittelbaren Wirkungen der Füger'schen Compositionen, die sich in Kunstschöpfungen von Ruf und Ansehen äußerten, wären noch manche Productionen aufzuzählen, die von der Volksthümlichkeit der deutschen National-Epopöe in Wien und von der Anregung Zeugniß geben, die von Füger's Zeichnungen und Bildern aus-

ging.*) Wir besitzen einige Blätter nach Füger von Jos. Schmidt in Wien**) lithographirte Folioblätter, Holzschnitte von Eißner und Agricola, Kupferstiche von Geiger, Pichler und C. H. Pfeiffer, sämmtlich Darstellungen aus Klopstock's „Messias" enthaltend. So begleitete der Wiener Meister Klopstock's Werk auf allen Wegen und wirkte für die Verbreitung seines Werkes in allen Gestalten auch noch auf die nachfolgenden Geschlechter.

Füger hatte sich mit der ihm eigenthümlichen raschen Auffassung in das Dichterwerk eingelebt, die Aufgabe war seinem künstlerischen Naturell entsprechend, dem Sentimentalen, dem Weichlichen brachte er mehr Empfänglichkeit entgegen, ein echtes Kind seiner Zeit und seines Volkes, als dem Starken, Grandiosen, und hätte nicht die Flüchtigkeit der Arbeit des vielbeschäftigten, allbegehrten Künstlers Eintrag gethan, Füger hätte mit diesem Cyclus auf eine und dieselbe Stufe der Ruhmeshalle mit dem Dichter des „Messias" gelangen müssen. Mit Recht sagt ein neuerer Kunsthistoriker von Füger: „Gerade dasjenige in Füger's Kunst, was nach unserer Anschauung dem Ideale der Antike nicht entspricht, der Zug von Süßlichkeit und Verschwommenheit,

*) Vor Füger hat ein anderer Wiener Akademiker, Caucig (geb. zu Görz 3. Dec. 1762, gest. in Wien 1828), der in Bologna und Rom seine Ausbildung gewonnen hatte, später Professor und Director der Maler-Akademie, ein Vertreter der Mengs'schen und noch mehr der David'schen Richtung, eine Zeichnung, die zum ersten Gesange, gemacht, überließ jedoch Füger das Feld.

**) Er war zu Stuttgart geb. am. 18. Juni 1755, in der Karlsschule zuerst als Schüler, dann als Lehrer thätig, und wurde nach Wien, nach Schmutzer's Tode, berufen.

welcher seiner Malerei anhaftet, stimmt merkwürdig überein mit jener Hinneigung zum Sanften, Weichen und Lieblichen, welche Justi die „Idiosynkrasie Winckelmann's in Auffassung des Alterthums" nennt.*) Mit diesen Eigenschaften kann ein Künstler wohl nicht mit der männlichen Kunst der perikleischen Zeit oder der des Papstes Julius II. wahlverwandt, desto mehr als der Maler der Klopstock'schen Zeit und als der prädestinirte Illustrator der Messiade erscheinen.

Groß und aufrichtig ist deshalb auch die Genugthuung, welche Klopstock über Füger's Darstellungen empfindet. So schreibt er an Gleim (am 18. Juli 1798): „Füger in Wien hat mir vortreffliche Zeichnungen zum „Messias" geschickt. Er ist leider! unser größter Maler; leider! sage ich, weil er meine sehr geliebte Angelica übertrifft." — Bald darauf schreibt der Dichter an den Wiener Maler selbst (Hamburg, den 15. Aug. 1798): „Ihre vortrefflichen Zeichnungen hängen, seitdem sie unter Glase sind, und das ließ ich schnell machen, in dem Zimmer, in welchem ich Fremde sehe und worin ich jetzt öfters als sonst bin. Ich gehe da nicht selten von der einen zu der anderen, und eben die Wanderschaft müssen auch Reisende, wenn sie es werth sind, mit mir antreten." Klopstock läßt dann eine Reihe von Bemerkungen zu den Zeichnungen folgen, wie z. B. daß Christus, der dem Vater schwört, unübertrefflich, selbst von Füger durch nichts übertroffen werden könne, hingegen sei es ein Wagniß, Gott-Vater darzustellen, und wenn auch Raphael und Michel Angelo im päpstlichen Rom es thaten, sündhaft. Dabei kann Klopstock den so berechtigten Wunsch nicht unterdrücken, auch die Gemälde Fü-

*) Vgl. Lützow a. a. O. S. 65.

ger's über den Gegenstand zu sehen und drückt den Wunsch aus, mindestens Eines geliehen zu erhalten. Im weiteren Verfolge machte Klopstock seine kritischen Anmerkungen zu „Satan auf seinem Thron und Abbadonna" und rühmt die Kühnheit in der Zeichnung, analysirt die Blätter „Judas' Traum", „Christus, Gabriel und Abbadonna," „Gabriel, der die Seelen der Väter zu ihren Gräbern führt," wobei Klopstock als seine Meinung ausspricht, Angelica sei durch diesen Stoff von der ganzen Unternehmung zurückgeschreckt worden. Da Füger ganz unabhängig in der Wahl der Stoffe vorging, so macht Klopstock auch über diese seine Bemerkungen und findet beispielsweise, „der Messias, der den Thron der Hölle zerstört," sei eine kühne Wahl, die Wirkung der bildlichen Darstellung schrecklicher als im Gedichte. Ueber das Blatt „Christus als Weltrichter" behält sich der Dichter noch das Urtheil vor.*)

Auch wollte Klopstock den Künstler selbst gerne über seine Intentionen hören und war begierig die Auffassung desselben kennen zu lernen; nur so konnte er sich dann auch die Wahl der Blätter und die Behandlungsweise der einzelnen Vorgänge erklären. Wiederholt äußerte Klopstock seinen bezüglichen Wunsch. Endlich antwortet Füger in einem längeren anziehenden, für den Künstler sehr charakteristischen Schreiben aus Wien am 24. März 1800:

„Sie verlangten einst, verehrungswürdiger Mann! eine Beschreibung meiner aus Ihrem „Messias" entworfenen Zeichnungen von mir. Dieser Wunsch war eine neue

*) Dem Kupferstecher John sendet Klopstock bei dieser Gelegenheit folgenden Gruß: „Sagen Sie Herrn John, daß ich ihm die Ode: „Die Jüngste" vorlesen würde, wenn ich in Wien wäre.

Aufforderung für mich, die ich selbst als Autor derselben nicht einmal für den Leser, viel weniger noch für den großen Dichter befriedigend liefern zu können glaubte. Ein Dritter könnte, nach meiner Meinung, viel bestimmter sagen, was der bildende Künstler in seinem Werke dargestellt hat, und wie er auf die Imagination des Anschauenden wirkt, und es hat sich auch bald ein Kunstfreund erboten, eine ausführlichere Beschreibung dieser Sammlung zu liefern, die er aber erst seit einigen Wochen zu Stande gebracht hat und in einem Kunstjournal einrücken wird, welches bis Ostern im Druck erscheinen soll." Unterdeß sendet Füger an Klopstock eine Abschrift seines ersten flüchtigen Entwurfes, welcher dem Verfasser der Beschreibung als Leitfaden der Schilderung gedient hat. Gleichzeitig sendet Füger dem Dichter auch die erste Skizze der Zeichnung zu dem zehnten Gesange „Das letzte Wort des Erlösers am Kreuze" und bittet, sie, die er so lange aufbewahrt, zu den dreien zu legen, die Klopstock einst so geneigt aufgenommen. Ebenso knüpft er an die einstige Kritik Klopstock's über die Darstellung von Gott-Vater an. Klopstock's Ansicht sei gewiß richtig, aber ihm scheint, „es geht damit wie mit abstracten Begriffen, die man sinnlich machen will oder muß." Füger illustrirt diese Behauptung an Beispielen, an dem Gebrauche des flammenden Dreieckes als Sinnbildes der Dreieinigkeit, des Kreuzes und Kelches mit der Hostie darin als Zeichen der christlichen Religion, der Schwanenflügel der seligen Engel und der Nachtflügel der gefallenen, um folgendermaßen zu schließen:

„Da die bildende Kunst keine anderen Gestalten hat, unter welchen sie denkende Wesen vorstellen kann, als die

einzige Gestalt des Menschen, so bleibt ihr freilich kein anderes Alternativ, wenn sie neben wirklichen Menschen geistige Wesen schildern soll, als sich der allgemeinen Attribute für diese Letzteren zu bedienen, oder aller Darstellung zu entsagen, die nicht mehr Mensch ist." Im weiteren Verfolge entwickelt nun Füger Klopstock gegenüber den wesentlichen Grundsatz der bildenden Kunst, daß der Verstand und die Empfindung des Anschauenden den Charakter und die Natur eines jeden einzelnen Gegenstandes in einem Kunstwerk auf den ersten Blick erfassen. Er beruft sich auf die Künstler älterer Zeiten und ihren Gebrauch von Attributen, zeigt, wie er in Consequenz von Klopstock's Principe „auch nicht Abdramelech und Abbadonna hätte zeichnen dürfen, da sie menschlich handelnd erscheinen".

Das ist mit vielem Kunstverstande von Füger vorgetragen und von hohem Interesse. Mit strenger Logik knüpft er die Beweisgründe aneinander und wirkt vollends überzeugend als Anwalt seiner Sache, wenn er gegen Klopstock's Ansichten den Dichter des „Messias" in's Treffen führt: „Läßt doch der erhabene Dichter selbst im ersten Gesange den ewigen Gott-Vater sein schauendes Antlitz nach dem Mittler hinwenden und sagen: Ich breite mein Haupt durch den Himmel, meinen Arm aus durch die Unendlichkeit." Und im Bewußtsein der engeren Grenzen seiner Kunst sagt Füger: „Warum soll denn der an Mitteln der Imagination so viel ärmere Maler deswegen eine ästhetische oder metaphysische Sünde begehen, wenn er das Antlitz, das Haupt, den Arm zeichnet und noch einen Leib hinzusetzt, zu dem sie gehören, und weil er in seiner Armuth noch einen Gott-Vater herstellen will, der zu sprechen scheinen soll?"

Dem engherzigen, in orthodoxer Auffassung, andererseits in ungeläuterten Schönheitsbegriffen befangenen Klopstock gegenüber vertritt Füger die künstlerische Freiheit nach jeder Richtung. Er hält seinem Widerpart förmlich einen ästhetischen Vortrag und zeigt, daß die höchste Poesie, wenn sie das Wesen der Gottheit in Handlungen beschreibt, „nicht ganz der sinnlichen Formen entbehren kann, unter welchen sie uns diese oder jene Handlung desselben deutlich zu erkennen gibt.“ Man bewundert nicht blos die freie Auffassung des Künstlers, vielmehr die Beredsamkeit in seinen Ausführungen, die wiederum von der Klarheit seiner Schönheitsbegriffe Zeugniß gibt. Seine Verehrung für Klopstock hindert ihn nicht, im Verlaufe seiner akademischen Digression stellenweise einen scharfen Ton anzuschlagen, der uns merken läßt, daß sich der Künstler durch die Bemerkung Klopstock's herausgefordert fühlte und sich in seiner Kunst gewissermaßen beleidigt sah: „Welcher gebildete (!) Leser wird diese Form für wirkliche Gestalt nehmen und welcher gebildete Zuschauer wird sich deswegen Gott-Vater als einen alten Mann wirklich denken, weil man ihn unter der Gestalt eines mächtigen und ehrwürdigen Greises in der Malerei vorstellt? Wie viele erhabene Bilder in der Dichtkunst und in der Malerei müßten wir entbehren, wenn unsere Vorfahren in denselben allen sinnlichen Vorstellungen des höchsten Wesens entsagt hätten? Ich wünsche wenigstens nicht, daß Michel Angelo, Raphael, Domenichino, Poussin, Quercino, Guido es unterlassen hätten, eine solche Gestalt zu bilden, an welcher sich beinahe alle großen Maler versucht haben, denn es war in jeder der höchste Schwung, dessen ihre Einbildungskraft fähig war 2c.“

Vortrefflich! ruft selbst der heutige Leser. Aber Klopstock besaß nicht das Verständniß für diese Auffassung, die eher Lessingisch oder Kantisch als „christlich germanisch" genannt werden konnte. Das nordische Element in Klopstock hatte von italischer Kunst nichts in sich aufgenommen, das Sinnliche im griechischen Alterthum begegnete bei Klopstock keinem Verständniß, der die griechische Götterwelt durch die germanische verdrängen wollte; die Renaissance war ihm ganz fremd. So werden die Beispiele, welche Füger gewählt, und auch die feine Charakteristik der in der Kunst gebräuchlichen Attribute, welche er in seinem langen Schreiben noch folgen läßt, Klopstock nicht überzeugt und den greisen Dichter auch nicht mehr zu anderen künstlerischen Idealen bekehrt haben. Der weltmännische Füger, bei allem Gegensatze in den ästhetischen Ueberzeugungen ein warmer Verehrer des Dichters, schließt seinen merkwürdigen Brief: „Erlauben Sie mir hinzuzufügen, daß ich dem Studio Ihres unsterblichen Gedichtes und dem daraus von mir entworfenen Werke einen Theil der günstigen Meinung unseres Publicums schuldig zu sein glaube, womit es mich beehrt hat. Schließen Sie daraus, mit welcher dankbaren Verehrung ich stets an Sie selbst denke, dessen Geist den „Messias" wie eine neue Offenbarung geschaffen hat, und schreiben Sie die lang zögernde Beschreibung meiner Arbeit ja nicht einem Mangel an derjenigen Hochachtung zu, womit die Welt für Sie erfüllt ist, sondern im Gegentheil einem Mißtrauen gegen mich, Ihnen damit Genüge leisten zu können, so werden Sie vielleicht mit mehr Nachsicht entschuldigen Ihren größten Verehrer Füger."

Drei Jahre später starb Klopstock, der briefliche Verkehr war schon vorher verstummt, aber die Wirkung, welche von

der „Messias"-Dichtung einst auf Füger ausgegangen war, lag tief in dem Gemüthe des Künstlers, der immer wieder als Lehrer und als schaffender Künstler zu der erhabenen Aufgabe zurückkehrte und noch die letzten Kräfte seines erlöschenden Lebens an ihre Bewältigung setzte.*) Ludwig Ferdinand Schnorr von Carolsfeld nennt Füger's Blatt „Der Tod des Heilandes" des Malers letzte Arbeit. Der jüngere Freund kam gerade dazu, als Füger bis auf das Todtengerippe fertig war. „Meister Schnorr," sagt Füger — so erzählt Schnorr — „Er nimmt mir einen Stein vom Herzen, wenn Er sich hersetzt und mir den Tod malt." Man hilft Fügern auf einen andern Sessel hinüber. Der Freund malt den Tod zu Füger's Zufriedenheit. Dann setzt sich dieser wieder hin und malt vollends den noch fehlenden wegschwebenden Engel. Das waren Füger's letzte Striche.

Klopstock war auch sonst in Oesterreich ein vielverehrter Dichter. Sein Cultus überdauerte in diesem Lande die Aufklärungsepoche, die Reaction auf geistigem Gebiete und ging ungeschwächt in das neue Jahrhundert hinüber. Der beliebteste Maler Wiens, Hickel, Hofmaler, der auch die gefeiertesten Künstler des Burg- (damals National-) Theaters porträtirt hatte, brachte 1798 Klopstock's Porträt und John machte danach seinen Kupferstich, der allenthalben verbreitet war. Während man sich in Wien gegen Goethe und Schiller spröde verhielt und sich literarisch-ästhetisch

*) 1806 trat Füger in Folge seiner geschwächten Gesundheit vom Lehramte zurück und übernahm die Stelle des Directors der kais. Gallerie, die er bis zu seinem Tode inne hatte. Er starb am 5. November 1818.

absperrte, der geistige Zusammenhang Oesterreichs und Deutschlands wieder unterbrochen wurde, blieb Klopstock allverehrt, von dem Censurbanne nicht getroffen, und Ayrenhoff, ein Wiener Dichter, ließ sich vernehmen:

Vor Klopstock's „Messias".

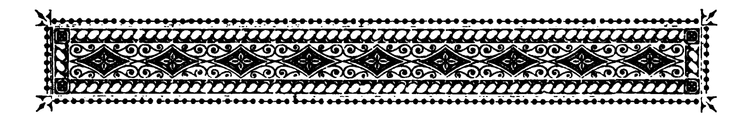
So hoch als Milton schwang auf Seraph-Schwingen
Bis zu dem neunten Engelchor
Auch Klopstock sich empor,
Der Geisterwelt dort vorzusingen.
Allein wer schöner sang von Beiden,
Kann leider nur ein himmlisch Ohr,
Kein irdisches unterscheiden!

So lange die Gefühls-Idealität noch in der Religion lag, wie bei Klopstock, so lange blieb auch der Antheil an der deutschen Poesie rege; als die Dichtung sich in die Höhe philosophischer Weltanschauung erhob, blieb man in Oesterreich mit der Theilnahme zurück. Den schöngeistigen Priestern bleibt eben Klopstock der außerordentliche von Gott begnadete Dichter, welcher würdigere Vorstellungen von Gott und Göttlichem lehrte. Während Goethe den „Faust" concipirt, tändeln die Oesterreicher süßliche Verse oder träumen glaubensselig in den überirdischen Sphären mit Klopstock. Und als die Napoleon'sche Bedrängniß hereinbrach und in Wien Deutschthum und christliche Stimmung gegen den fränkischen Bedrücker und den Sohn der Revolution sich geltend machte, als die patriotischen Romantiker in Wien ihren Sitz aufschlugen, da zeigte sich Klopstock, der germanische Nationaldichter und frommchristliche Sänger, als der eigentliche Säulenheilige der Literatur. Friedrich Schlegel hielt jener Zeit vor dem Adel und der feinen gebildeten Bürgerclasse

Wiens seine Vorlesungen über die neuere Geschichte. *) Er sprach da auch von Hermann, „dem wichtigsten und größten Charakter des germanischen Zeitalters," von dem Erhalter der deutschen Nation und ihrer Unabhängigkeit. Da war jedes Wort bezüglich und in jedes Herz schlich sich der Wunsch nach einem neuen Hermann, der die Legionen des modernen Cäsars vernichten möchte, die zweimal schon die Donau hinabgezogen kamen und in einem Jahrzehnt zweimal Wien, die deutsche Kaiserstadt, erobert und besetzt hatten. Und mit Hermann ward auch Klopstock genannt und beifällig hörte man Schlegel sagen: „Der erste unserer vaterländischen Dichter hat unserem Helden ein schönes Denkmal in einer Reihe von dramatischen Darstellungen errichtet. Achtungswerth bleibt dieses Dichterwerk nicht nur wegen seiner vaterländischen Gesinnung und durch die Hoheit und Würde, die alle Klopstock'schen Werke unterscheidet, sondern auch durch viele einzelne große und rührende Züge."

In dem damals durchaus deutschen Prag, wo Stein und Scharnhorst als Flüchtlinge hochgeehrt von der patriotischen Adelsgesellschaft lebten, wo der junge Dahlmann und Heinrich von Kleist einkehrten und die Freiwilligen sich zum Kampfe gegen den Nationalfeind sammelten, dort malte bald darauf im Auftrage des böhmischen Adels, der sich in der Gesellschaft patriotischer Kunstfreunde vereinigte, Bergler, der Lehrer Führich's, „Hermann und Thusnelda" nach Klopstock's „Hermannsschlacht" und so war Klopstock noch lange nach Vollendung seiner künstlerischen irdischen Mission wirksam im Reiche der Kunst, belebend den nationalen Sinn der Deutschen — in Oesterreich.

*) Im Druck erschienen in Wien 1811.



V.

Im April 1768 waren Klopstock's Sinn und Gemüth nur von dem einen Gedanken bewegt: die deutsche Muse hat an dem Wiener Kaiserhofe, und zwar im Kaiser selbst, ihren lang entbehrten und ersehnten mächtigen Schützer gefunden! Die Hoffnung, daß Friedrich der Große ihr seinen Beifall noch zuwenden werde, war von Klopstock längst aufgegeben und die kleinen deutschen Fürsten schienen weder Neigung noch Mittel zu haben, der deutschen Dichtung Mäcene zu werden. Es lag aber ganz und gar in Klopstock's Auffassung und auch in seiner Individualität, sich die Kunst des Dichters von Fürsten genährt und unterstützt zu denken. Auf Joseph hatte Klopstock nun sein Augenmerk gerichtet, sein nationaler Sinn schien ihm Bürgschaft dafür, daß Wien bald ein Sitz der deutschen Dichter sein werde, von dort aus der deutschen National-Literatur eine mächtige Förderung kommen werde. Alles, was er über Joseph hörte, schien ihm nur geeignet, ihm seine Hoffnung als berechtigt erscheinen zu lassen. Nationale und persönliche Beweggründe wirkten in Klopstock mit, als er den Plan zur Hebung der deutschen

Literatur ausarbeitete. Der kaiserliche Gesandte Graf Philipp Wellsperg in Kopenhagen ermunterte den Dichter und es wurde verabredet, neben dem einzureichenden Plane dem Kaiser die „Hermannsschlacht“ zu widmen, so seine Aufmerksamkeit für Klopstock und sein Interesse an dessen Plane zu erwecken. Wellsperg reiste am 29. April 1768 von Kopenhagen nach Wien ab und nahm den Entwurf des Widmungsschreibens an den Kaiser und gleichzeitig das Schriftstück mit, welches den seltsamen Titel führte: „Fragment aus einem Geschichtschreiber des 19. Jahrhunderts.“ Klopstock stellt darin die Fiction auf, als wäre der Plan zur Hebung der deutschen Literatur unter Josephs Aegide bereits durchgeführt und berichtet gleichsam im Tone des späteren Geschichtschreibers: „Der Kaiser sah die Bewegung, in der die Nation war, und daß er in einer Periode lebte, die seine Vorfahren vergebens würden haben hervorbringen wollen; ein junger Kaiser, der den Geist Karls V. in sich fühlte, ergriff den Augenblick und entschloß sich zu sein, was er, weil er vaterländisch dachte, zu sein verdiente.“ Im Wesentlichen bestand der Plan in der Errichtung einer Akademie, welche die Leitung der Literatur in die Hand nehmen, über literarische Leistungen entscheiden, Schriftsteller belohnen, nach jungen Talenten „ausspähen“ und ermuntern sollte; Dichter wie Klopstock, Lessing und Gerstenberg sollten nach Wien ziehen und dort bleibend ihren Wohnsitz nehmen. Man weiß, daß Lessing in das Geheimniß gezogen war und einen Augenblick lang sein Leben von diesem Plane, von diesen Hoffnungen beeinflußt war. In seiner stolzen Art wartete er ruhig ab und ließ die Dinge an sich herankommen. Anders war die Sache bei Klopstock. Er war durch die Verhandlung

mit dem Grafen Wellsperg, durch die Absendung des Entwurfes der Widmung seines Bardiets persönlich hervorgetreten und er war demgemäß auch von diesen Verhandlungen sehr bewegt. In den gleichzeitigen Briefen an Cäcilia Ambrosius sprechen sich des Dichters Hoffnungen und Wünsche, die er an das Wiener Project knüpfte, ganz unverhohlen aus. *) Unzweifelhaft hätte die Verwirklichung dieses Planes auch in die Verbindung dieser beiden Herzen eingegriffen. Klopstock's äußere Umstände hätten eine Festigung erfahren und daran hätte sich mancher weitere Plan geknüpft. — Noch vor der Abreise des Gesandten und des Klopstock eng befreundeten Legationssecretärs Matt schreibt der Dichter an die Vertraute seines Herzens am 19. April 1768:

„Vielleicht kommt noch vor dem Mai ein junger Mensch, den ich sehr lieb habe, zu Ihnen. Er heißt Matt und ist kaiserlicher Legationssecretär. Dem sage ich, daß Sie meine Correspondentin sind, ohne daß ich Sie persönlich kenne und daß ich viel Freundschaft (Freundschaft, Aff!) für Sie habe. Wie dies Ding zusammenhängt, darüber könnte ich Ihnen zwar etliche Bogen schreiben; aber gleichwohl muß ich, weil doch Briefe allerhand Gefahr ausgesetzt sind, kurz sein. Die Sache ist gar keine Kleinigkeit, süßes Mädchen. Es kömmt auf nichts Geringeres an, als einen Plan zur Unterstützung

*) Anna Cäcilia Ambrosius war die Tochter eines wohlhabenden Kaufmanns und Kanzleirathes in Flensburg. Mit ihr, die Klopstock nie von Angesicht gesehen hatte, führte er durch drei Jahre einen vertraulichen Briefwechsel. Sie heiratete 1771 den bekannten Entomologen Prof. Joh. Christ. Fabricius zu Kiel († 1808) und starb am 18. August 1820 daselbst im Alter von 71 Jahren. Vgl. Lappenberg „Briefe von und an Klopstock“ in den Anmerkungen, S. 484—85.

der Wissenschaften an den Kaiser zu schicken. Der Gesandte, der ganz dafür ist, nimmt ihn mit nach Wien. Die Sache ist so ernsthaft, daß ich Sie bitte, Gott mit mir dafür zu danken, daß ich diese Veranlassung habe, so vieles für die Wissenschaft und durch sie, wie ich hoffe, auch für die Religion zu thun. Ich will mit meiner Kleinen nicht zanken, daß Sie mir nicht geschrieben hat, ob mir gleich Ihre Briefe so viel Freude machen. Ich schreibe nicht mehr, weil ich noch an dieser wichtigen Sache zu arbeiten habe. Sie können das Nichtschreiben durch nichts als dadurch wieder gut machen, daß Sie nicht von Wien, sondern von mir mit Matt sprechen. Da will ich schon mit der Zeit etwas von Ihnen zu hören kriegen, ob Sie das gethan haben."

Das Mädchen aber wagte offenbar nicht vor der Außenwelt sich als Vertraute Klopstock's, seiner Geheimnisse, seines Verkehrs mit den Großen zu zeigen; sie konnte doch auch den Gesandten Grafen Wellsperg nicht gerade aufsuchen, ihm oder einem seiner Räthe sich in den Weg stellen, nach Klopstock, seinen Arbeiten, Aussichten und dergleichen fragen, wie ihr dieser, halb im Scherze, halb im Ernste, zumuthete: „Es ist mir sehr verdrießlich, daß Sie die sechs Bogen des elften Gesanges nicht bekommen haben. Aber warum ließen Sie denn auch nicht aufpassen? Ich warnte Sie ja, daß der Gr. W. wohl so durchwischen könnte, wenn Sie das nicht thäten." Aber noch mehr. Cäcilie schrieb über die Klopstock so sehr in Athem haltende Angelegenheit nichts. Vielleicht weil sie den Gedanken, den Freund in weite Ferne, ins katholische Land — sie gehörte der pietistisch-orthodoxen Richtung an — ziehen lassen zu müssen, schwer ertrug und ihr mit der Trennung das Vergessenwerden drohte? Wieder-

holt fragt Klopstock nach dem Grunde dieses seltsamen Schweigens über diesen „wichtigsten" Gegenstand, diese „höchstinteressante Sache"; er wirft dem Mädchen Gleichgiltigkeit und Theilnahmslosigkeit vor, bis er endlich nach manchem vorwurfsvollen Schreiben eine aus dem Herzen kommende Antwort der Freundin erhalten hat, die ihn überzeugt, daß es nur die „pure Zurückhaltung" war, welche die Freundin nicht fragen ließ, „was hinter dem Vorhange vorgeht?" Desto offener ist nun Klopstock selbst. Er erzählt, daß er vom Grafen Wellsperg aufgemuntert worden, diesen Schritt zu machen, daß er gar nicht beabsichtigte, einen vereinzelten Schritt zu machen, daß es sich ihm in diesem Falle nicht um eine fürstliche Belohnung und auch nicht um seine eigene Person handle. Was er that, sollte auch nicht etwa blos eine dem Kaiser dargebrachte Huldigung sein, sondern eine ins Große abzielende Unternehmung, die er „keineswegs unvorbereitet" begann. Deshalb hatte Klopstock „viele und warme Unterredungen" mit Wellsperg, ließ sich von diesem dem Kaiser schildern und dachte auch daran, den Staatskanzler Fürsten Kaunitz zu gewinnen. Er schrieb also auch an den Staatskanzler, der viel vermögend, auch den Künsten und Wissenschaften sehr hold, selbst eine ausgebreitete und vornehme Bildung besaß und dem Erblühen der schönen Literatur diejenige Bedeutung beimessen mußte, die ein Staatsmann jener Zeit von der Auffassung des Staatszweckes holte. So schreibt Klopstock an seine Mutter am 4. October 1768: „Ich will Ihnen jetzt nur mit diesem Wenigen die angenehme Nachricht geben, daß der Kaiser sich entschlossen hat, die Wissenschaften in Deutschland zu unterstützen. Ich habe selbst erst nur

vorläufige Nachrichten bekommen und erwarte nächstens umständlichere Briefe von dem Grafen Wellsperg. Preisen Sie, meine geliebte Mutter, Gott mit mir, daß er diese Sachen hat gelingen lassen und bitten Sie ihn, daß er sie ferner in seinen Schutz nehme. Sie kann von wichtigem Erfolg für Alles werden, was die Wissenschaften Nützliches haben." Sanguinisch im höchsten Grade, hält der Dichter seine Sache für vollständig siegreich und glaubt wohl, dieser Sieg sei ganz und gar der, wie er meint, glücklichen Form, in welche er seinen Plan zur Hebung der Literatur gekleidet, zu danken! „Ich glaubte diesen Plan auch durch seine Form angenehm machen zu müssen. Und dies glaub' ich dadurch gethan zu haben, daß ich ihn als Fragment aus der Geschichte des XIX. Jahrhunderts vorgetragen habe." So schreibt Klopstock an Cäcilie.

Was hatte sich aber in Wirklichkeit in Wien „hinter dem Vorhange" zugetragen? Graf Wellsperg hatte dem Dichter Wort gehalten und beim Kaiser Klopstock's Aufträge erfüllt. Dieser sandte zuvörderst den Entwurf des Widmungsschreibens mit folgendem Auftrage an den Fürsten Kaunitz:*)

> „Lieber Fürst von Kaunitz! Die Nebenlage ist der Entwurf einer Dedication an mich von dem bekannten deutschen Poeten Klopstock. Sie wollen mir darüber Ihre Meinung äußern, zuvörderst ob solche anzunehmen sei? und hernach auch, ob nicht ein oder andere passage, worunter mir besonders die eine anstößig erscheint, auszulassen wären.
>
> Schönbrunn, den 17. Juli 1768.
>
> Joseph."

*) Aus dem Wiener geh. Haus-, Hof- und Staats-Archiv. Vgl. A. V. Felgel in der „Wiener Abdpst." vom 19. April 1875.

Man sieht aus dem Vorstehenden, daß dem Kaiser Klopstock's Werke wohl bekannt waren, und daß er wie immer, so auch in dieser geringfügigen Angelegenheit, das Staatsinteresse in erster Linie zu befragen pflegte und sich deshalb auch an Kaunitz wandte, dem, wie dem Kaiser selbst, der Ausfall Klopstock's auf Friedrich den Großen in einer an den Kaiser gerichteten Zuschrift sehr unziemlich erschien. Kaunitz schreibt nun, in Beantwortung des kaiserlichen Auftrages:

„Allergnädigster Kaiser und Herr!

Bei des deutschen Poeten Klopstock mir allergnädigst zugesendeten und wieder hier anliegenden Zueignungs-Schrift, scheint zwar die Frage: ob solche anzunehmen sei? um deswillen zweifelhaft, weil bei dergleichen Dedicationen eigennützige Absichten unterzulaufen pflegen und der Gegenstand der Ausarbeitung keinen Theil der nützlichsten Wissenschaft ausmachet.

Es wäre aber, meines gehorsamsten Ermessens, bedenklicher, in dem gegenwärtigen Falle dem Klopstock eine abschlägige Antwort zu ertheilen, da dieser Mann sich eine besondere Achtung in ganz Deutschland erworben hat und die Ausdrücke eines solchen Poeten, die Antheile des Publici zu leiten nnd dessen enthusiasmum zu erwecken pflegen, dieser aber nicht blos als eitler Ruhm, sondern als ersprießlicher Einfluß in Staats-Angelegenheiten zu betrachten ist; dahero auch eine goldene Kette oder Medaille bei dem ernannten Klopstock wohl angewendet sein dürfte.

Sollten aber Euer Majestät sich allergnädigst entschließen, seine Zuschrift anzunehmen, so wäre, meines gehorsamsten Ermessens, ihm ausdrücklich und unter Vermeidung der allh. Ungnade zu bedeuten, daß die Worte: „aber nicht Friedrich und Deutschland war doch auch sein Vaterland“ gänzlich auszulassen seien, weilen Euer kais. Majestät bei keiner Gelegenheit zu gestatten gedächten, daß der auch für andere Souveräne zu tragenden Achtung zu nahe getreten werde. Der übrige Inhalt dieser Zuschrift scheint mit unbedenklich zu sein.

Wien, 21. Juli 1768.

Kaunitz-Rittberg.“

Der Kaiser machte auf dem vorstehenden Berichte die eigenhändige Note: „Placet und werden Sie nebst Ueberschickung dieses Gnadenpfennigs Klopstock auch das hier Angeführte aus seiner Dedication auszulassen anbefehlen.“ Mit Spannung hatte Klopstock der Wiener Nachrichten geharrt. Endlich kamen „umständlichere Briefe von dem Grafen Wellsperg“, welche ihm das kais. Geschenk ankündigten.*) Von der Akademie, von der Verwirklichung des eigentlichen Planes ist darin nicht die Rede. Die Auszeichnung ist eine rein persönliche, eine kaiserliche Dankesäußerung für die in der Dedication der „Hermannsschlacht“ dargebrachte Huldigung. Aber Klopstock sieht in dem kaiserlichen Geschenke schon eine Bürgschaft für das Gelingen seines Planes und einzelne seiner Wiener Freunde bestärken ihn

*) Vgl. Klopstock's Danksagungsschreiben in „Geistesströmungen“ von H. M. Richter. Berlin 1875. S. 157—58.

in seiner Täuschung. Man erkennt das aus einem seiner Briefe, in welchem es heißt: „Unterdessen daß diese Sachen reiften und ankamen und da waren, war der Kaiser in Ungarn und Böhmen und wollte selbst sehen, ob seine Armee furchtbar genug wäre, die erste in Europa zu sein. Bald nach seiner Zurückkunft erhielt ich die Nachricht, daß der Kaiser meinen Plan angenommen habe. Diese Nachricht war ein rechtes Fest für mich und ist es noch oft." Die literarischen Kreise in Hamburg und Berlin hatten alsbald Kenntniß davon und waren in nicht geringer Spannung, wem das Los zufallen würde, mit Klopstock an die neue Akademie nach Wien zu ziehen? Am ersten Weihnachtstage (25. December 1768) schreibt Klopstock in gehobener Stimmung, mit dem Ausblicke in das neue hoffnungsvolle Jahr: „Allerdings, meine liebe Kleine, glaubte ich Ihnen neulich eine Freude zu machen und auch heute, denke ich, wird mir's gelingen, es zu thun. Gestern Abend bekam ich Briefe von Wien und die enthielten die wiederholte Versicherung, daß der Kaiser die Zuschrift von „Hermanns Schlacht" auf die edelste Art anfgenommen hätte und daß ich sie nun bald würde drucken lassen können. Sie werden mit der Art der Aufnahme auch zufrieden sein, wenn ich Ihnen noch sage, daß mir der Kaiser sein Porträt in Brillanten gibt. Es ist mir unmöglich, Ihnen heute mehr zu schreiben."

Klopstock fühlte das Herzensbedürfniß dem Kaiser zu danken, schon jetzt, da ihm die kaiserliche Gnadenbezeigung erst angekündigt war, bevor er sie erhalten hatte, gewissermaßen als ein dem Kaiser empfohlener, Diesem mit aller Wärme den Schutz der deutschen Literatur zu empfehlen. Er schreibt am 31. December 1768 an

den Kaiser,*) wie sehr ihn der Beweis der Huld beglückt habe. „So lang ich die Geschichte und durch sie was edel und groß ist unter den Menschen weiß, sobald ich nur angefangen habe diejenigen Deutschen, die es verdienen, mit Verehrung zu nennen: ist mein Herz warm an Vaterlandsliebe gewesen.“ Oft habe er das Schicksal der Wissenschaften in Deutschland überdacht und sei dabei traurig und trauriger geworden über die unerfüllten Hoffnungen, mit denen sich die Gelehrten nicht ohne Schein bisweilen schmeicheln konnten. Nun werde es wohl anders sein: „Ihre Deutschen, die nicht aufflammen aber glühen, werden von nun an, von dem Tage, da Sie ihnen winken, keinen später! um den Vorzug in den Wissenschaften mit den Franzosen und Engelländern einen heißen ausdauernden Wettstreit halten, welchen Sieg endigen wird; hierauf werden Sie die Griechen, die bis jetzt unüberwundenen, auf dem Kampfplatze antreffen..... Ich kann nicht hoffen länger zu leben, als noch den ersten Staub dieses Kampfes zu sehen.“ Klopstock will seine Dankbarkeit durch die äußerste Sorgfalt und Anstrengung bethätigen, in Beziehung auf die kaiserlichen Befehle zur Unterstützung der Wissenschaften. Das kaiserliche Bildniß werde nach Klopstock's Tode in dem großen Büchersaale aufbewahrt werden „mit einer Inschrift“, die Klopstock gleichzeitig angibt und welche erzählt, wie Joseph der Andere den Verfasser des „Messias“ geehrt und ihn „von Unterstützung der Wissenschaften gehört“. Wahrscheinlich für die Kaiserin-Mutter und die Frommen in

*) Der Brief, aus dem Archiv des Grafen Wellsperg in Primör in Südtirol geholt, ist seinem ganzen Wortlaute nach veröffentlicht in „Geistesströmungen“ von H. M. Richter. Berlin 1875. S. 159—61.

Wien setzte Klopstock noch hinzu, daß in Frankreich und England in Betracht der Religion jetzt eine trübe Aussicht sei, seine wissenschaftlichen Bestrebungen aber „die Religion in unsrem Herzen befestigen werden“ und preist des Kaisers Mutter, „auf welche die Vorsehung Gottes schon damals mit Gnade herabgesehen habe, als sie in Preßburg vor dem Altare“ Joseph auf ihren Armen hielt „und Ungarns Fürsten die Waffen bewegten und die Thränen hinstürzen ließen“.

Nun glaubte Klopstock Alles zur Förderung der guten Sache gethan zu haben und erwartete mit Spannung das Folgende: „Ich liege mit der Ungeduld eines Seemanns, der nach der Schlacht dürstet, vor Anker und warte auf die Yacht, welche mir den Befehl bringt, wenn und wie ich schlagen soll. Das Wie ist von mir in dem Plane (dies Ihnen ganz leise ins Ohr, so leise, daß ich Sie bitte, diesen Brief zu verbrennen), so ziemlich bestimmt und ich hoffe an den künftigen Bestimmungen auch nicht ohne Antheil zu sein. „Hermann's Schlacht“ ist schon gedruckt und der Herausgeber wartet nur auf die Zuschrift. Mit dieser Herausgabe wird der Anker gelichtet. Die Sache kann viel wichtige Folgen haben und ich danke Gott, daß er sie nun schon so weit hat gelingen lassen.“

Das neue Jahr (1769) brach an, Klopstock hatte auf die kaiserliche Weisung die auf Preußens großen König bezügliche Stelle entfernt und so wurde die „Hermannsschlacht“ gedruckt.

Gleim erhielt eines der ersten Exemplare des Bardiets und schreibt in seiner schwärmerischen Weise an Klopstock (am 20. März 1769): „Ach, daß ich Kaiser, daß ich Kaiser

wäre, diesen Bardiet aufführen zu lassen mit den Kosten des peloponnesischen Krieges, eine Million für die Probe! Gelänge sie nicht, wären die Sänger nicht vollkommen eingesungen und tanzten die Knaben den Lanzentanz noch nicht fürtrefflich, dann noch eine und immer noch eine, so lange bis die Sänger wie die Barden Brenno's sängen und die Knaben tanzten wie der Knabe, von welchem es hieß: Die Götter rufen ihn!

„Reich' mir den Kranz des heiligen Laubes,
Daß ich dem Ersten der Barden ihn bringe!"

Gleim und Klopstock's Mutter erwarteten aber mit Ungeduld weitere Nachrichten aus Wien zu hören. Von der „Akademie" verlautete jedoch nichts und Klopstock hatte demnach nichts mitzutheilen. Aber er beruhigte sich und die Anderen mit Gründen aller Art. So schreibt er an seine Mutter am 8. April 1769:

„Sie wissen vielleicht aus den Zeitungen, daß der Kaiser am 4. März nach Rom gereist und ich kann nun daraus, daß ich noch keine Nachricht habe, urtheilen, daß vor der Abreise noch nichts beschlossen gewesen ist. So ungeduldig ich auch bin, welchen Ausgang die Sache haben wird, so hüte ich mich doch wohl, dadurch etwas zu verderben. Jene Verzögeruug ist mir ein Beweis, daß man es mit der Sache in Ernst meint. Ich habe mehr als einmal gesagt und geschrieben, daß der Kaiser entweder nichts oder etwas thun müsse, das seiner würdig ist. Und bei solchen Hauptsätzen meiner Sache bleibe ich unbeweglich. Das weiß Graf Wellsperg auch wohl, daß ich in den wesentlichen Punkten meines Entwurfs keinen Schritt weiche, so wenig ich auf der andern

Seite Schwierigkeiten mache, wenn es auf Nebendinge ankömmt, denn die Sache kann auf vielfache Art ausgeführt werden, wenn nur die Grundsätze bleiben. Mein Project ist jetzt nämlich überhaupt, ohne daß man das Umständlichere davon weiß, in Wien nicht unbekannt. Es ist schon lange her, daß ich in Wien viel gute Freund gehabt habe und man ist jetzt dort, wegen dieser Negociation, wie man es nennt, von Neuem sehr wohl mit mir zufrieden. Der Erzbischof ist unter Andern mein sehr guter Freund. Gott sei gedankt, daß es steht, wie es steht. Es wird schon geh'n, wie Gott will, daß es geh'n soll."

Täuschung, über Täuschung! Die Verzögerung macht Klopstock angeblich nicht bedenklich, ist ihm im Gegentheil ein Beweis, daß die Sache in Wien im Ernste behandelt werde?? Es scheint, daß Klopstock sich die eigenen Zweifel nicht zugestehen wollte. Seine Worte scheinen mehr Zuversicht in die Sache zu verrathen, als er haben konnte, und nun gar das Pochen auf die Unabänderlichkeit der Hauptgrundsätze seines Planes! Ueberflüssiger Kampfesmuth, da von entscheidender Seite in Wien dieser Plan gar nicht ernst aufgefaßt wurde. Die „wichtigen Erläuterungen", welche Klopstock, „in einem nicht kurzen Briefe an den Fürsten Kaunitz" angebracht hatte, fanden keine Beachtung.

Zwei Monate später — im Mai 1769 — stellen sich bei Klopstock die ersten schüchternen Zweifel an dem Ernste der Wiener Angelegenheiten ein. In einem Briefe an den Freund Ebert, dem er mittheilt, daß ein kais. Gesandter auf den Reichstag nach Stockholm durchreisen und ihm, Klopstock, des Kaisers Brustbild, mit Laubwerk und Steinen eingefaßt, mitbringen werde, macht er die Bemerkung: „So

lieb mir dies auch ist, so ist es doch ganz und gar die Hauptsache nicht, denn es geht nur mich an. Unterdeß hab' ich von der Hauptsache auch recht gute Hoffnung. Aber ich bin in keiner Sache gern Voraussprecher. D'rum sag' ich weiter nichts davon". *) Aber er schlägt diese Bedenken sofort nieder und schreibt folgenden Tages (am 6. Mai 1769) an Cäcilie Ambrosius, nachdem er sie wegen ihrer Verschwiegenheit belobt: „Vielleicht ist schon jetzt die Yacht unterwegs, die mir den Befehl bringt, meine ersten Gedanken zu lichten. (Ich komme zu dieser Metapher zurück, weil sie Ihnen schien gefallen zu haben.) Sie werden vermuthlich schon in Hamburg sein, wenn „Hermann's-Schlacht" herauskommt. Wenn Sie dann Lust haben, sich an unsre Metapher zu erinnern, so können Sie sich immer, wenn Sie Hermann mit der Zuschrift sehen, ein Schiff von der Linie in vollen Segeln vorstellen. Ich bitte mir doch ein wenig Nachricht aus, wie viel Kanonen Sie glauben, daß es führt?"

Inzwischen war das kaiserliche Geschenk endlich eingetroffen und Klopstock — nicht durch Wellsperg, sondern durch den kais. Geschäftsträger in Kopenhagen, de Mercier, übergeben worden. Kaunitz benützte, **) „da zur Ueberschickung dieses Bildnisses sich nicht allzeit Gelegenheit darbietet," wie er dem Kaiser berichtet, „die Rückreise des Grafen Belgiojoso nach Stockholm, um „das kaiserliche

*) Vgl. Klopstock an Ebert. Ungedruckte Briefe. Mitgetheilt von Dr. Adolf Glaser. Westermann's Monatshefte. Jahrg. 1857. B. II. Nr. VIII.

**) Nach den darauf bezüglichen Acten im k. k. geh. Haus-, Hof- und Staats-Archive.

Bildniß in Gold mit Diamanten besetzt" an Herrn von Mercier, kaiserlichen Geschäftsträger, zu übersenden. Dieser sollte es vorläufig in Verwahrung nehmen, Niemandem zeigen und dem Dichter erst dann einhändigen, wenn er sich von der Weglassung der beanständeten Stelle in der Zuschrift an den Kaiser werde überzeugt haben. Mercier erhielt von Klopstock auch die Zusage, die bezeichnete Stelle abzuändern. Die „Hermannsschlacht" wurde in Hamburg gedruckt und Mercier verabredete mit Klopstock, daß die für den kaiserlichen Hof bestimmten 5 Abdrücke (2 für Kaiser Joseph, 2 für die Kaiserin Maria Theresia, 1 für den Fürsten Kaunitz) nicht erst nach Kopenhagen gesendet, sondern von Hamburg durch den Grafen Raab unmittelbar nach Wien geschickt werden sollten. Am 14. Juli 1769 erhielt Graf Raab vom Buchdrucker Bode die 5 Abdrücke, sandte sie durch den Nürnberger Boten, „weil diese Gelegenheit für vorzüglich sicher dahier gehalten wird, eine sicherere aber sich nicht so bald ereignen dürfte" (Raab's Bericht an Kaunitz), an den Staatskanzler ab und nun erst erhielt der Dichter von Herrn de Mercier das kaiserliche Gnadenzeichen, welches derselbe „mit jener Empfindung und allerunterthänigsten Verehrung, die er jederzeit für Se. Majestät gehegt, empfangen hat" (Mercier an Kaunitz). Am 10. August 1769 überreichte Kaunitz dem Kaiser die „Hermannsschlacht" mit der ihr vorgedruckten Widmung.

Die Aufregung in der literarischen Gemeinde, die nun durch die öffentlichen Berichte von der Auszeichnung Klopstock's erfuhr, war nicht gering. Gleim bittet um ein Bild des Kaisers, um eine gute Copie, um diese in dem kleinen Musentempel neben dem Bilde Friedrichs des Großen anzu=

bringen, und Angelica Kauffmann schreibt aus London: „Zu dem Geschenke, das Sie durch den kaiserl. Chargé d'Affaires im Namen seines Herrn erhalten haben, gratulire ich Ihnen von Herzen und nehme Antheil an allem Demjenigen, was Ihnen Vergnügen macht. Ich habe das Glück nicht, diesen großmüthigen jungen Kaiser zu kennen, aber unendlich viel Lobwürdiges habe ich von ihm gehört."

Klopstock aber konnte, nachdem er nun im Besitze der kaiserlichen Auszeichnung war, seine Sache neuerlich in Angriff nehmen und er ließ es an Anstrengung nicht fehlen. Schon in der „Zueignung" der „Hermannsschlacht" schrieb er an den Kaiser: „Und ich darf That nennen, was beschlossen ist und bald geschehen wird. Der Kaiser liebt sein Vaterland, und das will er durch Unterstützung der Wissenschaften zeigen. Nur dies darf ich sagen. Aber ich wage es noch hinzuzusetzen, daß Er die Werke, welchen Er Unsterblichkeit zutraut, bei den Bildnissen Derer, die sie geschrieben haben, aufbewahren wird." — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Bei Ueberreichung des Gedichtes wünscht Klopstock seinem Vaterlande und dem Kaiser selbst zu Demjenigen, was Dieser für die Wissenschaften thun will, Glück, laut und öffentlich, in einer in Tausenden von Exemplaren gedruckten und verbreiteten Zuschrift; er schreibt diese Sätze nieder, der Kaiser vernimmt sie, läßt sich gleichsam von dem Dichter engagiren, als Schützer der deutschen Literatur proclamiren; Klopstock wird aus diesem Anlasse mit einem kaiserlichen Bildnisse beschenkt: Mußte oder konnte er wenigstens nicht glauben, daß man in Wien seinen Plan im Ernste aufnehmen werde? Aber Kaunitz fand an der etwas unfertigen und ungelenken

Form des Klopstock'schen Planes kein Gefallen. So schreibt er an Herrn de Mercier: „Herr Graf Wellsperg hat bei seiner Zurückkunft aus Kopenhagen mir von Seite des dortigen Poeten, Herrn Klopstock, einen Entwurf zur Erweiterung der Geschichtskunde allhier überreicht“..... „Es läßt sich nicht bestimmen, ob dieser Entwurf werde können benützt werden.“ Klopstock ist durch seine Wiener Freunde und durch eigenes Urtheil so weit unterrichtet von dem Einflusse des Staatskanzlers, daß er vor Allem diesen gewinnen will und nicht ansteht, nachdem sein erstes Schreiben wirkungslos geblieben, sich nach Empfang des kaiserlichen Bildnisses in einem zweiten Schreiben an Kaunitz zu wenden.*) (ddo. Bernstorff, 15. Juli 1769.)

Klopstock meldet den Abgang der fünf Prachtexemplare durch den Hamburger Geschäftsträger des Wiener Hofes, Grafen Raab, und bittet einem derselben einen Platz in des Staatskanzlers Bibliothek zu gönnen.**) Weiter führt er aus, daß er seit seinem ersten Briefe gefürchtet habe, in demselben und in der Beilage zu umständlich gewesen zu sein; aber die Ursache müsse entschuldigen. Wohl wisse er, daß es eine Pflicht sei, die großen und vielen Geschäfte des Fürsten nicht zu stören, er würde dies auch jetzt nicht thun, wie groß auch sein Verlangen, des Fürsten Befehle wegen des Entwurfs zur Unterstützung der Wissenschaften zu erhalten, wenn ihn nicht Graf Bernstorff in einer Unterredung vor Kurzem dazu aufgemuntert hätte. Der war so voll von Kaunitz,

*) Aufbewahrt im Wiener k. k. geh. Haus-, Hof- und Staats-Archiv. Vgl. V. A. Felgel in der Wiener „Abendpost“ vom 19. April 1875.

**) Ein mit Eichenlaub gesticktes Exemplar in Quart besitzt die k. k. Hofbibliothek in Wien.

sprach von ihm in einem Strome fort, er, der eben kein Vielsprecher sei, und er versicherte ihn, daß er zu dem Staatskanzler in allen Stücken ganz offen sprechen könne. Das wolle nun Klopstock auch thun. Zunächst führt er aus, daß der Kaiser hier nicht als Mitbeherrscher der Erblande, sondern als Kaiser handle. Jeder Deutsche, der literarische Verdienste habe, könne doch auch hoffen, von ihm belohnt zu werden. Katholik oder Protestant verändern in Absicht auf Belohnung nichts. Die Deutschen hätten schon in den Wissenschaften eine merkwürdige Höhe erreicht. Bei Unterstützung durch den Kaiser müßten die Deutschen noch höher steigen. Die eine Hälfte von Deutschland hätte bisher mehr geleistet als die andere, das müsse ein Anreiz für die letztere sein. Es lasse sich erwarten, daß Nacheiferung eintreten werde und ein genaues Verhältniß zwischen Verdienst und Belohnung werde ein Hauptmittel zur Erreichung des Zweckes sein. Er wiederholt, daß zwei Kategorien von Belohnungen eingeführt werden müssen. So würden z. B. Erfindungen nach dem größeren oder kleineren Umfange ihres Nutzens belohnt werden. Er wolle nicht von den Summen sprechen, aber für den Kaiser werde das jedenfalls immer noch eine geringe Ausgabe sein. Schon öfter habe er an einem kleinen Aufsatze gearbeitet, worin den Gelehrten gesagt wird, was man von ihnen erwartet, und wenn es Kaunitz erlaubte, würde er auch von den Belohnungen reden. Er erinnert daran, daß Kaunitz ja Protector der Akademie der Künste sei (er sagt wohl beharrlich „Akademie der Kupferstecherkunst") und folgert daraus Interesse auch für seinen Plan. Er empfiehlt dann den früheren Legationssecretär beim Grafen Wellsperg, Matt, der von dieser Empfehlung nichts ahne,

zu den Arbeiten der Verwirklichung. In der Beilage schlägt Klopstock die Errichtung einer öffentlichen Gallerie in Wien vor, Jedermann jederzeit zugänglich, „in welcher die vorzüglichsten Thaten einer Nation durch Meisterstücke der Kupferstecherkunst vorgestellt wären." Die Platten, welche das Denkwürdigste der Geschichte Deutschlands enthielten, würden jedes 20. Jahr einmal abgedruckt. So denke er sich eine Geschichte Maria Theresia's oder Josephs in einer Gallerie.

Auch hier hat Klopstock eine National-Gallerie, auch hier das nationale Interesse, den nationalen Ruhm der Deutschen im Auge. Immer mehr lebt er sich in den Plan hinein, immer neue Seiten sucht er der Sache abzugewinnen, sein eigenes Interesse läßt er mehr und mehr in den Hintergrund treten, um nicht eigennützig zu erscheinen, dem Geschmacke des Fürsten macht er das Zuständniß, die zeichnenden Künste an dem National-Institut in erste Linie zu stellen. Er schreibt an seine Mutter (am 12. Aug. 1769): ...„Ich habe an den Fürsten Kaunitz ausdrücklich geschrieben, daß ich nichts für mich suchte, sondern mich für glücklich halten würde, wenn ich etwas für Die thun könnte, denen es in den Wissenschaften gelungen wäre. Auch hierzu habe ich wichtige Gründe. — Von der ganzen Sache hoffe ich Sie einmal mündlich zu unterhalten." Nun glaubt eben Klopstock Alles auf das Beste vorbereitet zu haben und ist voll guter Hoffnung auf das Gelingen des Planes. Seine persönlichen Freunde, die von der kaiserl. Auszeichnung gelesen, Klopstock's Plan kannten und seine an den Kaiser gerichtete Zuschrift, die von Zuversicht ganz erfüllt, von der kaiserlichen Action als von einer feststehenden Sache sprach, erwarteten Klopstock in Deutschland. Aber er

denkt an diese Reise nur, „wenn es nöthig sein würde ein wenig weiter jenseits der Elbe zu reisen. Aber dieser Fall existirt noch nicht.“

Doch meint er, jeden Augenblick müsse der Ruf von Wien an ihn ergehen. Er duldet keinen Zweifel an dem Ernste der Sache. Gleim hatte geschrieben, er verehre Joseph, weil er seinen Friedrich (von Preußen) und Klopstock liebe. „Wegen des Zweiten,“ erwiedert Klopstock am 2. September 1769, „schmeichle ich mir zwar ein wenig, besonders, weil man mir erzählt, daß ich noch viel besser beim Kaiser stände, als ich dachte; allein ich will doch den weiteren Hergang der Sache (nicht in Beziehung auf mich) abwarten. Ich setze zu Ihren beiden Weils noch ein drittes, das gewiß auch bei Ihnen eine kräftige Bedeutung hat, weil sein Charakter deutsch ist.“ Der Gedanke an seine Schöpfung beschäftigt ihn unablässig. Unausgesetzt verfolgt er die Reisen und die Thätigkeit des Kaisers und vertröstet sich über die Verzögerung der Verwirklichung seines Planes stets mit neuen Gründen. Joseph und Friedrich hatten eine persönliche Begegnung, welche die junge Freundschaft der beiden Staaten befestigen sollte. Der Sänger der preußischen Grenadierlieder, Gleim, folgte diesen Vorgängen mit wärmstem Interesse, nicht minder, aber aus anderen Gründen, Klopstock. Dieser schreibt an Gleim (am 7. September 1769): „Zwischen dem Kaiser und dem König von Preußen scheint es wirklich bis zur Freundschaft kommen zu wollen. Wenn sie nur mehr von der Pflugschar, als von der Lanze mit einander abhandeln! Bei der Vorstellung von dem Ersteren wünsche ich die Zurückkunft des Kaisers mit weniger Ungeduld. Erst nach seiner Zurückkunft kann ich

die Entscheidung über gewisse sehr interessante Sachen erwarten." Die Freunde in Wien erhielten den Dichter in seiner optimistischen Auffassung der Absichten des Kaisers. Am 25. September erhielt Klopstock „einen sehr angenehmen Brief von Wien", worin unter Anderm gesagt war, daß er dort viele Freunde habe, daß nur van Swieten, „der Leibmedicus und der alte Liebling der Kaiserin," eine solche Medaille besitze und sie zu tragen pflege. Das schreibt nun Klopstock wiederum seiner Mutter und Gleim soll ihr die Bedeutung dieses Umstandes erklären und ihr sagen, wie gut van Swieten bei der Kaiserin Maria Theresia und Joseph stehe.. Und dann schließt Klopstock sein Schreiben: „Gott lenke den Hergang dieser Sache ferner. — Ich denke Ihnen noch in diesem Jahre wieder etwas Gutes davon schreiben zu können." Von dem kaiserlichen Geschenke hat er jetzt eine höhere Meinung, da er Nachricht bekommen hat, „die den Werth des Geschenkes des Kaisers erhöht." — Auch Ebert gibt er zu bedenken (Brief vom 30. September 1769), was es bedeute, daß ihm die Medaille zum Tragen gegeben und daß van Swieten der Einzige sei, der eine solche besitze. — Das Jahr ging zu Ende, ohne daß Klopstock in die Lage kam, seiner Mutter, wie er angekündigt hatte, „wieder etwas Gutes davon schreiben zu können." Die Sache war für alle Welt endgiltig gescheitert, nur für Klopstock nicht, der in seinem guten Glauben beharrte und seine Hoffnungen auch in das Jahr 1770 hinübertrug.

In Privatbriefen, die uns leider verloren gegangen sind, verhandelte Klopstock viel über den Gegenstand mit seinen Freunden und Verehrern in Wien, unter denen sich wohl auch viele hochgestellte, angesehene und einflußreiche

Männer befanden. Aus diesem Kreise mag er zu einer Reise nach Wien aufgefordert, von dieser Seite mag ihm auch der Ersatz der Reisekosten angeboten worden sein. Im Sommer von 1770 sehen wir ihn schon zur Reise entschlossen, allein er erwartete von der entscheidenden Seite eine unmittelbare Ermunterung — und die blieb aus. So schrieb er an den Freund Ebert (aus Bernstorff 14. Juli 1770): „Es ist bis jetzt noch ungewiß, ob ich dieses Jahr nach Wien reise. Die Sachen sind zwar so weit, daß ich morgen reisen kann, wenn ich will. Unter Andern ist mir die Ersetzung der Reisekosten schon angeboten; allein ich möchte gern noch stärkere Einladung und dadurch noch mehr Hoffnung zur Ausführung der vaterländischen Sache haben. Erhalt' ich jene stärkere Einladung nicht, so bin ich immer noch Meister auf weniger Hoffnung hinzureisen, und ich habe durch meine blos scheinbare Zögerung an der Sache, von der ich noch immer so warm als jemals durchdrungen bin, nichts verdorben. Dies Alles unter mir und Ihnen und Gärtner. Ein einziger Grund ist schon zureichend, daß ich Verschwiegenheit von Ihnen erwarten kann, nämlich die Verunstaltung, welche die Sachen bei wiederholtem Wiedererzählen zu bekommen pflegen.*) Ein neuer Umstand tritt hinzu, um Klopstock in seiner Meinung zu bestärken. Gluck beschäftigt sich, wie ihm mitgetheilt wird, damit, die „Hermannsschlacht" in Musik zu setzen und voll freudiger Hoffnung verkündet Klopstock dem Freunde: „In allem Ernste wird der Hermann in Wien im künftigen Jahre aufgeführt werden. Gluck arbeitet schon an der Composition.

*) Vergl. Klopstock an Ebert ungedruckte Briefe. Mitgetheilt von Dr. Ad. Glaser. Westermann's Monatshefte, Jahrg. 1857. Bd. II, Nr. XI.

Ich traue diesem Componisten aus vielen Ursachen viel zu."*) Endlich — im August 1770 — nach zweijährigem Hangen und Bangen erhält Klopstock von unbefangener und doch befreundeter Seite solche Aufklärungen über die Sachlage in Wien, daß er keinen Augenblick mehr hätte in Zweifel bleiben können über das Trügerische seiner Hoffnungen. Aber nur zu lange und zu ernsthaft hatte er dem Gedanken gelebt, in Wien, an dem Kaisersitze, einen Mittelpunkt für alle Bestrebungen der National-Literatur zu gründen, als daß er diesem Gedanken ganz und mit einem Male hätte entsagen mögen. War der letztere nicht schon siegreich, so wollte ihm Klopstock den Sieg erkämpfen. Dies geht klar aus dem merkwürdigen Schreiben hervor, das Klopstock seinem vertrauten Freunde Ebert sendet (Bernstorff, den 14. August 1770): „Ich habe zwei Hauptcorrespondenten in Wien. Der eine hatte mich vor langer Zeit dahin gebracht, daß ich reisen wollte; ich machte schon Anstalt dazu und ich hatte dem Geh. R. B. (ernstorff ?) schon davon geschrieben; vor Kurzem bekam ich von einem andern Correspondenten einen Brief, woraus ich deutlich sah, daß sich der erste in Vielem irren müsse und daß die Sache noch nicht reif genug sei, ich möchte fast sagen, so wenig reif, daß viele Andere an meiner Stelle sie vielleicht ganz aufgegeben hätten. Allein ich hoffe, Sie trauen mir zu, daß ich just dann das Treffen am wenigsten verlassen werde, wenn es am gefährlichsten zu sein scheint, sowie ich Ihnen zutraue, daß Sie einsehen, was die Versprechungen in der Zuschrift für gute Waffen sind. Freilich kommt es auch sehr darauf an, sie zu führen. Das weiß ich

*) Vergl. oben Klopstock und Gluck.

sehr wohl und weil ich es so gut weiß, so werde ich mich auch mehr bestreben, es zu thun. — Ich brauche Ihnen nach dem, was Sie gelesen haben, nicht zu sagen, daß es nun keinen Schein hat, daß ich dieses Jahr reisen werde. Mich däucht, ich habe Ihnen einmal Schuld geben müssen, daß Sie nicht verschwiegen genug wären; gleichwohl will ich Ihnen Verschwiegenheit zutrauen und Ihnen und durch Sie Basedow und Bosel sagen, daß ich dem Kaiser selbst schreiben werde und zwar einen Brief, der zwar bescheiden freimüthig sein, aber doch mit Deutlichkeit an's gethane Versprechen erinnern soll."

Klopstock hält sich für getäuscht, den Kaiser für wortbrüchig. Aus dem Umstande, daß er den Kaiser als Schützer der Wissenschaften und Künste gefeiert und der Kaiser sich diese Huldigung gefallen ließ, daraus folgert er für diesen die Verpflichtung, sich auch als solchen zu bewähren. Und nun legt er sich gar auf diplomatische Künste. Er meint, „die öffentliche Meinung," wie man heute sagen würde, für sich einnehmen, bearbeiten und den Kaiser bei seinem öffentlichen Credit fassen zu sollen. Demgemäß schreibt er: „Es kann vielleicht zur Beförderung der Sache etwas beitragen, wenn Sie und unsere anderen Freunde, sei veranlaßt oder ohne Veranlassung, auf gemachte Einwürfe gegen die wahrscheinliche Ausführung der Sache, Einwürfe, die etwa hauptsächlich aus der jetzigen Beschaffenheit des Geschmacks in Wien hergenommen werden, laut behaupten, daß man deswegen an der Ausführung nicht zweifeln dürfe, weil es der Kaiser versprochen hätte. Ich wünsche, daß Sie dieses so laut und so oft behaupten, daß es der kais. Gesandte in Hamburg erfahre. Erfährt er's, so schreibt er

gewiß davon nach Wien, froh, daß er endlich einmal etwas Anderes als das Tagtägliche zu schreiben habe. Sie werden mir mit Wahrscheinlichkeit oder gar Gewißheit schreiben können, daß er davon erfahren habe." *)

Es braucht wohl nicht gesagt zu werden, daß es bei diesem Anlaufe blieb und die Geschichte weiter nicht von einem Feldzuge Klopstock's gegen den deutschen Kaiser zu erzählen weiß. Der Kampf war zu ungleich und die Sache eine derartige, daß ihr mit solchen Kampfesmitteln nicht geholfen werden konnte. So scheint es denn, daß die Angelegenheit endlich auch bei Klopstock als aufgegeben gelten darf. Aber es scheint nur so. Denn nach weiteren fünf Jahren kommt Klopstock wieder auf den alten Plan zurück. Wir sehen (1775) Gluck in das Vertrauen gezogen. Die aufrichtige Verehrung Gluck's für Klopstock gestattet keinen Zweifel, daß es dem Tonkünstler Ernst damit war, das Seinige für Klopstock's Berufung nach Wien beizutragen. Und wirklich hat der Plan der Begründung einer Akademie (schon zur Zeit Karls VI. und Eugens mit Leibnitz verhandelt und später wiederholt und von verschiedenen Seiten wieder angeregt) in staatsmännischen und literarischen Kreisen noch lange nachgezittert. Am 24. Juni 1775 schrieb Gluck an Klopstock aus Wien: „Ich ermangle zwar nicht zu pflanzen, aber handeln habe bis dato noch nicht können; denn kaum war ich in Wien angekommen, so verreiste der Kaiser und ist noch nicht zurückgekommen. Ueberdies muß man annoch die gute Viertelstunde beobachten, um etwas effectuiren zu können. Bei großen Höfen findet man selten

*) A. a. O. Nr. XII.

Gelegenheit, etwas Gutes anzubringen, indessen höre ich dennoch, daß man will eine Akademie der schönen Wissenschaften allhier errichten und daß der Ertrag von den Zeitungen und Kalendern soll eine Portion des Fonds ausmachen, um die Kosten zu bestreiten. Wann ich besser von der Sache unterrichtet sein, werde ich nicht ermangeln, Ihnen Alles zu berichten. Indessen haben Sie mich ein wenig lieb, bis ich wiederum so glücklich bin, Sie wieder zu sehen."

Wie oben bemerkt, war der Plan einer Akademie in gewissen Zeiträumen stets wiedergekehrt. Am ernsthaftesten schien er in den Händen des berühmten Wiener Astronomen P. Maximilian Hell *) Gestalt annehmen zu wollen. Dieser, Mitglied des Jesuiten-Ordens, Conservator der Sternwarte in Wien, genoß in Wahrheit einen Weltruf und war Mitglied der Akademien und gelehrten Gesellschaften von Paris, Bologna, Kopenhagen, Stockholm, Göttingen 2c., also auch mit den Einrichtungen solcher Institute gewiß vertraut. Der dänische Gesandte in Wien, Graf Bachoff, veranlaßte Hell 1768 nach Lappland zu reisen, um dem königlichen Auftrage gemäß auf der Insel Wardöhus im Juni des folgenden Jahres den Durchgang der Venus zu beobachten. Nach vollführter Arbeit ließ ihm der König eine jährliche Pension von 1000 Gulden antragen, Hell aber schlug sie aus. Nicht lange vorher erhielt Hell den Anftrag, einen Entwurf zu einer Akademie

*) Hell ist nicht in Chemnitz in Sachsen (wie Lappenberg und nach ihm Viele schreiben), sondern in der deutschen Bergstadt Schemnitz in Ungarn 1720 geboren und starb am 14. April 1792. Ueber seine Werke vgl. Bruhns in „Allgem. deutsche Biogr." B. 11, S. 691—93.

der Wissenschaften auszuarbeiten. Aber Hell schlug für die Akademikerstellen fast nur Jesuiten vor, so daß Maria Theresia den Entwurf mit der Resolution zurückwies: „Ich halte den P. Hell für zu schwach zur Ausführung eines solchen Geschäfts“ und ihn damit beseitigte. Gleichwohl läßt sich annehmen, daß Klopstock an dieser Akademie Aufnahme gefunden hätte; denn Klopstock und Hell standen miteinander in persönlichem Verkehr. Als Hell auf seiner nordischen Expedition in Kopenhagen weilte, pflegten die beiden deutschen Landsleute einen innigen Verkehr mit einander. Klopstock schreibt: „Pater Kepler=Hell hat mir sehr gefallen. Ich beneide ihn wegen seiner Astronomie. Das nenne ich Wissenschaft und das ein Wissen, wie er sie weiß.“ Durch Denis wird auch noch später mancher Gruß gewechselt. Der Verfasser des „Messias“ wäre auch an dieser Akademie willkommen gewesen. Bleibt nur die Frage bestehen, ob Klopstock je gewünscht hätte, einer solchen Jesuiten=Akademie anzugehören? Und welcher Nutzen der deutschen Wissenschaft und Kunst daraus erwachsen wäre? Für solche Schöpfungen war im Wien der „Aufklärungs=Epoche“ kein Raum mehr. Aber auch etwas Anderes, Zeitgemäßes entstand nicht.

Klopstock's trügerische Hoffnung ward aber durch solche Zuschriften wie die Gluck'sche stets von Neuem geweckt. Als der Dichter im August 1776 mit dem Kurfürsten von der Pfalz zusammentraf, hatte er es, nach seinem Bekenntnisse, schon auf der Zunge, ihm zu sagen, daß er als Reichsrichter sein goldenes Beil am Kaiser versuchen sollte, weil dieser sein Wort, das er durch Klopstock hätte geben lassen, nicht gehalten hätte. Aber er unterließ doch die

Aeußerung, weil er befürchtete, der Kurfürst werde den Scherz nicht verstehen. So lange wirkte das bittere Gefühl der Enttäuschung in Klopstock nach.

Da starb 1780 die Kaiserin Maria Theresia und Joseph bestieg den Thron als Alleinherrscher. Klopstock ließ kurz nach dem am 29. November 1780 erfolgten Ableben der Kaiserin eine Ode erscheinen, die, neben der in den schönsten, edelsten Worten austönenden Klage um die dahingeschiedene Monarchin, Ausfälle auf Joseph und den bei Klopstock unvermeidlichen Seitenhieb auf Friedrich den Großen enthielt:

Ihr Tod.

„Schlaf sanft, Du Größte Deines Stammes,
Weil Du die Menschlichste warst!
Die warest Du und Das gräbt die ernste Geschichte,
Die Todtenrichterin, in ihre Felsen.

Oft wollt' ich Dich singen. Die Laute stand,
Klang von selbst mit innigen Tönen von Dir;
Ich ließ sie klingen. Denn wie Du
Alles, was nicht edel war, haßtest,

So hass' ich, bis auf ihren
Verlorensten Schein
Auf das leichteste Wölkchen
Des Räucheraltars, die Schmeichelei.

Jetzt kann ich Dich singen. Die Schlangenzunge selbst
Darf nun von jenem Scheine nicht zischen.
Aber ich habe geliebt, und vor Wehmuth
Sinket mir die Hand die Saiten herab.

Doch ein Laut der Liedersprache,
Ein Flammenwort. Dein Sohn mag forschen strebend,
Ringend, dürstend, weinend vor Ehrbegier:
Ob er Dich erreichen könne?

Friedrich mag sein graues Haupt
Hinsenken in die Zukunft: ob von ihm
Erreichung melden werde
Die Felsenschrift der Todtenrichterin?

Schlaf sanft, Theresia! Du schlafen?
Nein: Denn Du thust jetzo Thaten,
Die noch menschlicher sind,
Belohnet durch sie, in höheren Welten!" *)

Die Ode fand ob ihres schönen Schwunges und ihrer vollendeten Form allgemeine Bewunderung. Der alternde Dichter, dessen Gaben nun viel seltener flossen, war ja ein Gegenstand allgemeiner Verehrung auch bei dem jüngern Geschlechte und unter den zahlreichen Gedichten anderer Art, welche der Tod der Kaiserin hervorrief, war das des Patriarchen der Dichter unstreitig des Preises würdig. Erregte die auf Friedrich bezügliche Stelle unter dessen Verehrern auf dem deutschen Parnaß schon deswegen, weil sie in diesem Zusammenhange gewaltsam hereingezogen, zum Mindesten überflüssig erschien, Unwillen, so entsprach auch die geringe Erwartung Klopstock's von Theresia's Sohne keineswegs der Stimmung der literarischen und „aufgeklärten"

*) Diese Ode erschien zuerst als Einzeldruck auf einem halben Quartbogen in Altona 1780 und später im Februar-Heft des „deutschen Museums" nach einem von dem Dichter verbesserten Abdruck. Denis schrieb eine Erwiederung darauf an Klopstock. (Vgl. Düntzer: Erläuterungen zu Klopstock's Oden.)

Kreise Deutschlands und besonders Wiens. Man hatte in den letzten Jahren, da die Kaiserin sich einem gewissen Quietismus hingab und gegen Neuerungen sperrte, der Kirche gegenüber weniger widerstandsfähig schien und in der äußeren Bethätigung ihrer Frömmigkeit einen gewissen heftigen Eifer zeigte, oft die fast sprichwörtlich gewordene Aeußerung vernommen: „Wenn erst einmal sich zwei Augen schließen!“ Der deutsche Dichter demonstrirte gegen diese Auffassung. Doch war das eben Ausdruck seines Unmuths und der Bitterkeit, welche als Folge der Erinnerung an die ihm von Wien bereiteten Enttäuschungen in ihm zurückgeblieben waren. Hatte er doch einst (1771) in dem Gedichte „Die Roßtrappe“ deutlich auf Josef II. hinzielend gerufen:

„Sein Name lebt, welche Thaten er auch thun wird,
Hinsiechendes Leben einst in des Ehrevergeuders Buch,
Schmück' es der Griffel auch, deck' es ein gold'ner Schild und steh's
Im gemäldebehangenen Säulensaal, hinsiechendes Leben!

Denn Dein ehrenvoll Wort (des Wort's Ankündiger trauert)
Hältst Du dem Vaterlande nicht, so schweigt
Auch von Dir die ernste Wahrheitsbezeugerin,
Die Vertraute der Unsterblichkeit, Deutschland Telyn!“

Als aber Klopstock die Regierungsthätigkeit Josephs kennen zu lernen Gelegenheit hatte, dieses eifervolle humane Bestreben, den großen Kampf des Fürsten mit den widerstrebenden Kräften, als er die Berichte vernahm, welche die Aufhebung der Leibeigenschaft und die Verkündigung des Toleranz-Edicts meldeten, da fand Klopstock auch wieder den richtigen Standpunkt für die Beurtheilung des Kaisers. Der edle Sinn des für alles Große und Erhabene begei-

sterten Dichters konnte sich dem Verständniß für die Thaten des menschenfreundlichen Fürsten nicht verschließen und der vermeintlichen Unbill nicht achtend, die Enttäuschung, die er persönlich erlitten, vergessend, feiert er laut den Kaiser in der schönen Ode „An den Kaiser“, die gleichzeitig ein schönes Denkmal der freiheitlichen politischen Gesinnung des „frommen“ Dichters ist. Der Sänger preist die That der Befreiung des Landmannes und die Ertheilung der Menschenrechte an die Juden und das Selbstbewußtsein des deutschen Kaisers, der dem Staate ein Recht wahrt, nicht gleich dem Kaiser, der dem Papste den Steigbügel hielt und auch nicht jenem, der in der Winterkälte im Schloßhofe von Canossa im Büßerhemde der Verzeihung des Papstes wartete. Heute, da man, nach genau hundert Jahren, das Andenken Josephs allenthalben in Oesterreich feiert, wird man kein Lied nennen gleich dem Sange des „Messias“-Dichters, das wie dieser mit dem vollen Zauber und der schönsten Kraft unserer Sprache die Thaten edelster Menschlichkeit besingt.

An den Kaiser! *)

Cui tres animas ....
Virg.

„Den Priester rufst Du wieder zur Jüngerschaft
Des großen Stifters, machest zum Unterthan
Den jochbeladenen Landmann, machst den
Juden zum Menschen. Wer hat geendet,

*) Diese Ode erschien zuerst ohne Klopstock's Bewilligung und unrichtig in den „Greifswalder kritischen Nachrichten“ 1782, wodurch der Dichter sich veranlaßt sah, sie mit einer hierauf bezüglichen Bemerkung im Voß'schen Musen-Almanach auf das folgende Jahr abdrucken zu lassen. Mit einigen Veränderungen und dem Motto aus Virgil (Aeneide VIII, 564) nahm er sie in die 2. Ausgabe der Oden auf. (Düntzer a. a. O.)

Wie Du beginnest? Wenn von des Ackerbau's
Schweiß nicht für ihn auch triefet des Bauern Stirn,
Pflügt er nicht Eigenthum dem Säugling,
Seufzet er mit, wenn von Erntelasten

Der Wagen seufzt: so bürdet Tyrannenrecht
Dem Unterdrückten Landeserhaltung auf,
Dienst, den die blut'ge Faust des Stärkern
Grub in die Tafel. Und die zerschlägst Du!

Wen faßt des Mitleids Schauer nicht, wenn er sieht,
Wie unser Pöbel Kanaan's Volk entmenscht!
Und thut der's nicht, weil uns're Fürsten
Sie in zu eiserne Fessel schmieden?

Du lösest ihnen, Retter, die rostige,
Engangelegte Fessel vom wunden Arm;
Sie fühlen's, glauben's kaum. So lange
Hat's um die Elenden herumgeklirret.

Wir weinten Unmuth, daß uns der Römer Rom
Zwar nicht beherrschte, aber doch peinigte;
Und blutig ist die and're Thräne,
Daß uns der Römlinge Rom beherrschet,

Daß Deutschlands Kaiser Bügel des Zelters hielt,
Daß Deutschlands Kaiser nackt um des Buhlen Schloß
Herging, erfror, wenn nicht Mathildis . . .
Aber Du kommst kaum und siehst, so siegst Du!

Nun mag der kronentragende Obermönch
Mit all' seinen purpurbemäntelten
Mönchlein das Kanonsrecht, wie weit es
Walte, beschielen. Du hast gesehen!"

Die Klopstock'sche Ode, an sich schon eine vielbeachtete Dichtung des mit zunehmendem Alter seine Gaben stets spärlicher spendenden Dichters, wurde wegen ihres Gegenstandes noch

mehr citirt und allgemein gelesen. Nach Josephs Tode setzt sie Herder einem „Gespräche“ voran mit den Worten: „So bewillkommte (?) Klopstock den Kaiser Joseph auf seinem Kaiserthrone. Mit welcher sonderbaren Empfindung lasen wir die Ode, die ich vorher nicht gekannt hatte, eben jetzt nach seinem vernommenen Tode. Es entspann sich darüber zwischen meinem Freunde und mir eine Art elegischen Gesprächs, das ich Ihnen hersetzen will, so weit ich mich dessen erinnere.“ Es folgt nun jene schöne und tief in der Wahrheit begründete Charakteristik von Josephs Charakter und Walten, von seinem großen Wollen und seiner gesetzgebenden „Autor-Thätigkeit“ und beiläufig auch ein Wort über Josephs Ansicht von der Schriftstellerei. *) Darin heißt es unter Anderem:

A. Von Schriftstellern soll er überhaupt nicht groß gedacht haben?

B. So wenig groß, daß er den ganzen Bücherhandel für einen Käsehandel ansah. Ihm war also die Hauptquelle versagt, aus welcher Friedrich schöpfte. Er wußte nur in unserer Zeit zu leben, daher auch sein Zeitalter unclassisch geblieben.

A. Es hat indessen doch vortreffliche Schriftsteller in Wien, in Böhmen, selbst in Ungarn unter ihm gegeben.

B. Unter ihm, aber nicht durch ihn.

A. Bei Friedrich mochte das derselbe Fall sein.

B. Friedrich fand die Literatur seiner Länder auf einem Fuße, daß sie selbst fortgehen konnte. Sie war sogar gegen die Barbarei seines Vorgängers bestanden.

*) Vergl. Herder's „Briefe zur Beförderung der Humanität“. Erste Sammlung. Riga 1793. (S. 115—159 und ganz besonders S. 131.)

A. Auch Joseph verstattete die Freiheit zu denken.

B. Vortrefflich und noch edler, daß er sie nie zurückrief, wenn die Freiheit gleich Frechheit ward und ihn selbst antastete. Möge dieser große Geist sich auf seine Nachkommen fortbreiten! Damit aber erfüllte Joseph die Hoffnungen lange nicht, die man fast unglaublich von ihm hatte.

A. Ueberspannte Hoffnungen!

B. Nicht überspannte, weil Alles für ihn bereit stand und nur auf seinen Wink wartete. Welch' ein Zeitalter hätte Joseph erwecken können für sich und für Andere! Bei dem unendlich Vielen, was er sah, übersah er Dieses!

A. Der deutschen Sprache und Schaubühne indeß hat er doch genutzet.

B. Ich glaube es. Und wie viel Anderen hätte er mit der leichtesten Mühe nutzen können, wenn ihm von Kindheit auf der Geschmack daran beigebracht wäre! Unglücklich ist ein künftiger Regent, dem in seiner Jugend der Quell verschlossen oder trübe gemacht wird, der ihm in seiner künftigen, ewig zerstreuenden und ermüdenden Laufbahn doch allein die schönste Erquickung geben kann und muß. Nur durch die Wissenschaften gewinnt ein Regent das Maß seiner selbst, eine Sammlung seiner Gedanken, ein geistiges Organ die Dinge anzusehen und zu genießen. Ohne Liebe zur Wissenschaft bleibt er ein sinnlicher Mensch, dem bei aller seiner Thätigkeit von außen in entscheidenden Fällen dennoch das innere Auge, das innerste Herz zu fehlen scheint."

(Hier verbreitete sich unser Gespräch auf einzelne verdiente Männer in den österreichischen Staaten, auf die reiche Ernte, die in diesem weiten Felde für die künftige Zeit zu erwarten steht.)

So urtheilten die Zeitgenossen über Josephs Theilnahmslosigkeit an der classischen Literatur seines Volkes. Das herbe Urtheil B.'s ist das Herder's, desjenigen unter den classischen Dichtern Deutschlands, der unter allen der selbstständigste Charakter, auch die Literatur sich nur selbstständig entwickelt dachte, der ihr eine volksthümliche Grundlage zusprach, den Ursprung aller Poesie im Volke suchte, wie er ihre ganze Tendenz nur in der Erziehung des Volkes zu den höchsten Zielen sehen mochte. Um wie viel mehr mußte Klopstock, der Jahre lang Joseph als den Schöpfer einer Augusteischen Epoche geträumt, sich an ihn persönlich gewandt hatte, sich eine Weile lang von ihm ermuntert glaubte, Pläne für den Schutz der Wissenschaften, für eine Akademie und eine National-Bühne, für eine kaiserliche Druckerei und eine National-Gallerie in Wien ausgesonnen, sich enttäuscht fühlen! Mehr als in jedem der späteren Dichter der classischen Epoche lebte noch in Klopstock die Vorstellung von der Verpflichtung der Fürsten, die Dichtung als eine Kunst zu fördern und den Dichter als Pensionär des fürstlichen Haushalts zu unterhalten.

Sein ganzes Leben lang ist Klopstock damit beschäftigt, Beziehungen persönlicher Art zu den Großen dieser Erde zu gewinnen. Er scheut nicht die entferntesten Wege aufzusuchen, um fürstliche Gunst und Lohn zu erwerben.

Zuerst sucht er die Aufmerksamkeit des Prinzen von Wales auf sich zu lenken (1748), er möchte durch Ebert, den Uebersetzer des Epos „Leonidas", den Autor desselben, Glover, der am Hofe von St. James viel galt, und ebenso Mallet, den Secretär des Prinzen, für sich interessiren,

Bodmer und Haller werden zu dem Zwecke aufgeboten. Dieser Letztere umwirbt den Leibmedicus. Dem Drostvogt v. Münchhausen, der Prinzessin von Oranien werden ebenso wie dem Prinzen von Wales Exemplare des „Messias“ übersendet. Aber der Minister Georgs in Hannover besann sich lange, ob es auch den „Erblanden Ihrer großbritannischen Majestät“ wirklich zuträglich sei, wenn man Klopstock „eine anständige und nicht arbeitsvolle Bedienung gäbe“. Und eine solche wünschte der Dichter für seine Muße. Endlich nach jahrelangem Harren erfuhr Klopstock, daß der Prinz den „Messias“ angenommen, daß er ihn, besonders in Betrachtung des empfehlenden Haller's, auch wohl aufgenommen und daß er sich „ohne Zweifel nach dem Verfasser erkundigen werde“. Klopstock sagt es ganz offen: „Ich will kein lästiges Amt.“ Er meint, nur ledig aller Berufsarbeit seinen „Messias“ vollenden zu können. Und so geht er förmlich auf die Jagd nach einem Mäcen. Bodmer kennt einen holländischen Dichter van Haaren, sofort wird dieser zum Mittelsmann auserkoren, um für Klopstock beim Prinzen von Oranien, der als großmüthig und freigebig gilt, eine jährliche Pension zu erwirken. Das Beispiel seines Freundes Ebert, der beim Erbprinzen von Braunschweig „mit einem guten Gehalt“ Professor geworden, liegt ihm stets im Sinne. Sofort denkt er sich auch in Braunschweig und erwägt die Nähe seiner Vaterstadt. — Da kömmt die erste Nachricht von Bernstorff, der den Pariser Gesandtschaftsposten verläßt, um nach Kopenhagen zurückzukehren und dort in den königlichen Staatsrath einzutreten. Er verheißt Klopstock eine königliche Pension. Und wirklich wird er durch Bernstorff an Moltke, von

diesem dem dänischen Könige empfohlen. Der „nordische Weise", Friedrich V., gab nun dem Dichter von 1750 an eine Pension und Schmidlin berechnet, daß den dänischen Staat der „Messias" die Summe von über 21.000 Reichsthaler gekostet hat. Die Dichtung war nach 23 Jahren zum ersten Male und nach 30 Jahren zum anderen Male vollendet. Auf die „Ausgabe der letzten Hand" ließ der Dichter noch eine allerletzte folgen. Diejenige Ausgabe aber, zu welcher der König die Kosten „außerordentlich" hergab, wurde nicht einmal vollendet. Man weiß, daß dem königlichen Legationsrath Klopstock keinerlei Hofzwang oder Dienstleistung dafür auferlegt wurde, daß er dem Hofe nach Belieben ganz fernbleiben konnte, nur in Friedensborg oder bei Anwesenheit des Königs in Hamburg sah man Klopstock in des Letzteren Umgebung. Seit 1770 war er dauernd in Hamburg seßhaft, kam nicht mehr in die dänische Residenz und blieb in Hamburg über 30 Jahre bis an seinen Tod. Er hatte also Großmuth und Freigebigkeit in so reichem Maße an sich erfahren, daß er immer nur mehr in seinem Bestreben erstarkte, den Fürsten zur Seite gehen zu wollen, von ihnen beschützt, genährt, gefördert. Während er in Kopenhagen als königl. Pensionär lebte, sendet er seine „Hermannsschlacht" nach Wien an den Kaiser, an mehrere süddeutsche Fürsten, unter denen der Markgraf von Baden in des Dichters Leben als werkthätiger Freund erscheint, und umwirbt er noch den Erbprinzen von Braunschweig, dem er sagen läßt, in alten Zeiten wäre er als Barde hinter ihm in die Schlacht gezogen. Diese persönliche Stellung Klopstock's zu den Fürsten erklärt zum großen Theile die Wärme, mit welcher er den früher besprochenen Plan, der ihn an den Kaiserhof geführt hätte,

verfolgte. Lessing, der an dem Plane doch auch betheiligt war, in demselben eine Rolle zugetheilt erhielt und mit seiner universellen Begabung, seinem weltlichen Sinne, seinem großen Rufe auf dem Theater, seinem stürmischen Naturell und mit seinem für die kirchenpolitischen Kämpfe Wiens zur Zeit Josephs so sehr geeigneten streitbaren Talente nothwendig eine gewaltige Rolle in Wien hätte spielen müssen, war sofort getröstet über das Zunichtewerden der auf Wien gerichteten Hoffnungen. Er fand Klopstock's Buhlen um die Gunst des Hofes unwürdig und an der Wiener Angelegenheit kam der Charaktergegensatz beider befreundeter Dichter zum Ausdruck.

Wie sehr Lessing einstmals die Bedeutung Klopstock's gewürdigt, für ihn öffentlich Partei genommen hatte, wie sehr auch die gemeinsamen Hamburger Freunde bestrebt waren, die Beiden in freundschaftlicher Verbindung zu erhalten, der Unabhängigkeitssinn und das Freiheitsgefühl Lessing's sträubten sich gegen die den Großen gegenüber bewiesene Aufdringlichkeit, gegen die von Klopstock stets verfochtene Theorie von der Nothwendigkeit des Schutzes der Künste durch die Fürsten.

Lessing wollte der aufstrebenden deutschen Literatur eine freie Stellung angewiesen wissen, das Autorgewissen zum Richter der geistigen Production bestellt sehen und das Urtheil der Allgemeinheit des Volkes sich aussprechen hören gegenüber den sogenannten Aufmunterungen und Gunstbezeigungen der Großen. Tadelte er schon Klopstock wegen der Orthodoxie, die ihn zum Pedanten machte, polemisirte er gegen das Proselytenmachen des von Klopstock und seinen Freunden gegründeten Journals „Der nor-

dische Aufseher", so entfremdete sich ihm Klopstock völlig durch sein Buhlen um die Gunst „der Großen". Es geht ganz deutlich auf Klopstock, wenn Lessing in einer Besprechung von Meinhard's Charakteristik der besten italienischen Dichter und ihrer Werke seinen Tadel ausspricht über jene Vertreter der deutschen Literatur, „welche über den Mangel an Unterstützung so häufig und bittere Klage führen und in dem Tone wahrer Schmeichler den Einfluß der Großen auf die Künste so übertrieben, daß man ihre eigennützige Absicht nur allzu deutlich merke."

Aber Klopstock war in diesem Punkte nicht zu heilen. Als er im Jahre 1776 mit dem Kurfürsten von der Pfalz zusammenkam, der bekanntlich damit umging, ein National-Theater zu gründen und auch Klopstock um seine Meinung befragte, hat dieser, nach seinem Geständnisse, dem Kurfürsten, ohne ihn auszunehmen, eine ganze Stunde lang in seinem Cabinete gesagt, daß die deutschen Fürsten für die Wissenschaft nichts thäten. „Die Unterhaltung war sehr lebhaft und schien ihm zu gefallen, doch wollte er mir immer entschlüpfen, allein fest, fest hielt ich den Aal," bemerkt Klopstock in seinem Berichte.

Unmittelbar hat Klopstock an die deutschen Fürsten insgesammt sein Wort gerichtet in der Ode: „Unsere Fürsten." Darin weissagt er den Dichtern des echt deutschen Bardengesangs Unsterblichkeit, wogegen die deutschen Fürsten, die nichts für die Pflege desselben gethan haben, ungefeiert der Vergessenheit verfallen werden. Das Ganze kleidet er in eine Vision im Dichterhaine, den er eben mit anderen Dichtern betreten hat. Er zeigt, wie trotz der Ungunst der Zeit, ohne Förderung von Seite der Fürsten, die Barden

sich emporgeschwungen. „Deutschlands Fürsten . . .“, da bricht der Satz ab, gleichsam um einen Schmerz anzudeuten, der gar nicht auszusprechen ist. Unsterblicher Ruhm werde den deutschen Dichtern zu Theil werden, wogegen der Name der deutschen Fürsten verfallen wird, weil der Bardengesang ihrer nicht gedenkt. Zerfallen sind die Pyramiden der egyptischen Könige, die Lobredner der bestellten Fürstendiener liegen in Bibliotheken wie im Grabe. So mögen, sagt er bitter, auch die neueren zum Denkmal der Fürsten aufgeführten Pyramiden ruhen! Höhnisch sagt er zum Schluß, daß auch die Fürsten sich hätten unsterblich machen können, wenn sie den Aufschwung der deutschen Dichtung befördert hätten.

Die Tafeln der Geschichte, das dankbare Gedächtniß der Völker scheinen für Klopstock nicht zu bestehen; die Regenten-Weisheit, die Regenten-Tugend sieht er nur geübt im Schutze der Dichter. Es ist immer und immer wieder die aus dem Horaz geschöpfte Ansicht vom fürstlichen Mäcenatenthum *) und so gelangt er dahin, der Königin Caroline von Neapel und endlich sogar dem Czaren Paul von Rußland sich und seine Kunst empfehlen zu lassen. Im Jahre 1797 benützte er die Gelegenheit, daß Graf Friedrich Stolberg nach Petersburg reist, zur Thronbesteigung des russischen Kaisers Paul, um diesem seine letzten drei Oden zu übersenden. „Aber nicht überschickt, nicht überbracht, sondern vorgelesen dem Kaiser und der Kaiserin“ wünscht er sie!! Und als der greise Dichter kein Geschenk erhielt, meldet er dies mit einiger Absicht-

*) Vgl. Horat. carm. IV, 9, 25—30.

lichkeit dem Markgrafen von Baden in einem Briefe vom Jahre 1802, macht sozusagen aus der Noth eine Tugend und erklärt, daß jene Ode, die er dem Kaiser gesandt, solche Absichten (einen Ehrensold zu erhalten) nicht hatte.

Untersuchen wir nun umgekehrt Josephs Stellung zur deutschen Dichtkunst. Es lag in den Verhältnissen, wie in der Persönlichkeit, daß Joseph nicht der Karl August Deutschlands werden konnte. Nichts ist wahrer als die Bemerkung Herder's, daß Joseph in seiner Jugend kein Geschmack an deutscher Dichtkunst beigebracht wurde. Seine Mutter Maria Theresia, als eine Frau von 23 Jahren in die größten Welthändel verwickelt, war keine Amalie von Weimar, kein Wieland war als Erzieher in der Nähe Josephs, in dessen Jugend das italienische Singspiel mit Metastasio das Element der Dichtung am Hofe darstellte. Wohl hatte Joseph Neigung für die Künste, er übte selbst Musik und Gesang, hatte Vorliebe für die darstellende Kunst, Friedrich der Große gibt ihm das Zeugniß, daß er Voltaire's Schriften vortrefflich gekannt und ihm, dem preußischen Könige, ganze Stellen aus dem „Pastor Fido" von Guarini und aus Tasso's „befreitem Jerusalem" bei ihrer Entrevue recitirt habe; er war auch im Gegensatze zu vielen deutschen Fürsten kein Verächter der deutschen Sprache, wie ja seine Regierung die Beweise vom Gegentheile liefert. Nichtsdestoweniger muß man die Vorstellung zurückweisen, als ob Joseph bei der späteren großartigen Entwicklung der deutschen Dichtung ihr mit Interesse gefolgt und ihr Schützer gewesen wäre oder auch auch nur hätte sein können. Wenn er nicht durch Erziehung und nicht in dem für dichterische Eindrücke höchst empfänglichen Jugendalter Freund

der Musen geworden, als gereifter Mann konnte er es nicht werden. Während der Zeit seiner „Mitregentschaft“ ist er fortwährend auf Reisen, auf Reisen durch die Provinzen, in Ungarn, Galizien und im Auslande, in Frankreich, in Italien, in den Feldlagern, in Wien selbst nur ein vorübergehender Gast. In seinem einsamen Familienleben findet sich für die Kunst kein Raum. — Er hatte nacheinander zwei Frauen verloren und blieb verwitwet, so hatte er keinen Haushalt, kein von den Künsten zu verschönerndes Heim, an welchem die edlen Künste unter dem Schutze edler Frauen sich willig niederlassen. Dazu kommt, daß er ganz Militär, meist in soldatischer Umgebung lebte, weil die auf ihre Souveränität eifersüchtige Maria Theresia ihrem Sohne nur in der Armee-Verwaltung freie Hand ließ. Joseph führte nur den Titel „Corregens“, er besaß, ein König ohne Land, auch bis 1780 nicht die Mittel, die Künste zu unterstützen; denn er war nicht Herr über die österreichischen Erblande. Wenn Klopstock sich an diesen Umstand nicht kehrt und an ihn als deutschen Kaiser interpellirt, so übersieht er, daß Joseph in dieser Eigenschaft noch unvermögender war den Augustus zu spielen. Als Joseph nach dem Tode seiner kaiserlichen Mutter die Alleinherrschaft antrat, die lang gebundene Kraft endlich üben wollte, da handelte es sich ihm nur um die ernstesten Aufgaben des Staatslebens. Er begann nun seine fieberhafte gesetzgebende Thätigkeit, die Aufrichtung eines österreichischen Gesammtstaates, die Verwandlung eines mittelalterlichen Gemeinwesens in ein modernes. Wo es sich um Culturfragen handelt, geht er ganz in den Grundsätzen der Encyklopädisten vor und im Geiste derselben pflegt er gern die „nützlichen“ Wissenschaften. Er

hielt sich nicht einen Musenhof. Das hätte ganz seiner Auffassung vom Berufe eines Regenten und seiner Devise „Alles für das Volk“ widersprochen, und ein solcher mit sammt einer Akademie hätte auch dem Volke wenig Nutzen gebracht. Die letztere hätte ja nur als Spitze der Pyramide einen Sinn gehabt. Nun war aber noch nicht einmal das „gebildete Volk“ vorhanden. Deshalb ging Joseph ganz logisch zu Werke, als er zunächst die Volksbildung durch Gründung der obligatorischen Volksschule zu fördern begann, den Unterricht in der deutschen Sprache allenthalben ertheilen ließ und die Schranken beseitigte, welche dem freien Ausdrucke des Denkens und Empfindens Jahrhunderte lange im Wege standen. Endlich that er genug, wenn er dem deutsch-österreichischen Volke wieder gestattete, nach dreihundertjähriger geistiger Absonderung wieder an dem damals mächtig erblühenden deutschen Geistesleben vollen Antheil zu nehmen. Das genügte. Eine führende Rolle in diesem Geistesleben einzunehmen, konnte das eben erst mehrhundertjähriger Fesseln entledigte österreichische Volk nicht beanspruchen, und wenn auch sämmtliche classische Dichter Deutschlands nach Wien übersiedelt wären, so wäre aus dem geräuschvollen Wien immer nicht das stille Weimar mit seiner segenbringenden Sammlung geworden, die Geister hätten in der Luft geschwebt und nicht im Volke gewurzelt. In Wien herrschte aber auch nicht die Atmosphäre für ein Emporblühen der deutschen Dichtung und sie konnte naturgemäß auch nicht vorhanden sein. Denn die Reformen des Kaisers hatten zunächst starke kirchenpolitische Kämpfe im Gefolge, in ihnen concentrirte sich das ganze geistige Interesse des Volkes. Sie gaben der ganzen literarischen Bewegung ihr Gepräge, das künstlerische Element wie Interesse trat

hinter das polemische zurück. Eine Stellung zwischen oder über den Parteien war unmöglich und selbst Klopstock hätte in Wien nicht gleichzeitig der „sehr gute Freund des Erzbischofs Migazzi“ und des Staatskanzlers Kaunitz sein können. In dem argen religiösen Parteiengezänke verbrauchten die Geister ihre Kräfte. Selbst in den Liedern („Freimaurer-Lieder“) jener Tage tönt der „Culturkampf“ wieder. Die Stimme des echten Dichters verhallt, die Aufklärer haben das Wort, ihre Production ist seicht, aber sie folgt der Losung des Tages. Man ging eben wieder auf die Reformation zurück und nach dritthalb Jahrhunderten nahm die Bewegung dort wieder ihren Anfang, wo sie die Gegenreformation unterbrochen hatte, zum Beweise, daß es in der Entwicklung eines Volkes keinerlei Sprünge, sondern nur eine gesetzmäßige Folge geben kann.

Joseph hat nun das große Verdienst den Schatz der deutschen geistigen Cultur dem deutsch-österreichischen Volke und durch dieses auch den anderen Völkern Oesterreichs eröffnet zu haben. Die deutsche Sprache schien ihm das machtvolle Medium der Aneignung der Cultur zu sein. Deshalb machte er sie zur Staatssprache Oesterreichs, ließ er dieselbe lehren in den Volks-, Mittel- und Hochschulen, gab ihr ausschließliche Geltung in der Verwaltung und Rechtspflege und in den Reihen des Heeres, und eroberte ihr die weiten Gebiete seines Reiches. Das war eine nationale That. Wie er nun auch seine großen Schöpfungen der Humanität begann, die Rechtsgleichheit unter allen Classen durchführte, da wurde der deutsche Herrscher von den Edlen im deutschen Volke laut und begeistert gepriesen. Läppisch und kleinlich wäre die Frage erschienen,

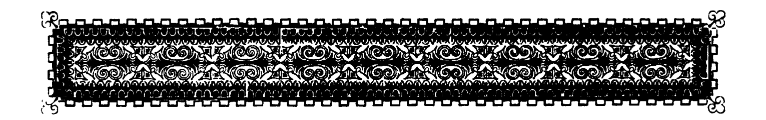
ob Joseph den Dichtern Pensionen verliehen, Sinecuren geschaffen, da er sich anschickte aus Millionen von Knechten freie Bürger zu machen, den Gewissenszwang zu beseitigen und glänzender als je ein Fürst seinen Wahlspruch zu bethätigen: „Virtute et exemplo.“ Und so erging es endlich auch dem Dichter des „Messias“, der einen persönlichen Groll zu verwinden hatte, er wurde der Herold des Ruhmes des Kaisers. Aus dem Rauschen des Baches ward es einst dem Sänger zur traurigen Gewißheit, er sieht — so bitter ist die Empfindung und das ihr dienende Wort — die Namen beider Herrscher, Friedrichs des Großen und Kaiser Josephs als sieche Gestalten vor sich her wallen. — Doch der Dichter, den der Befreiungskampf der nordamerikanischen Colonien übermächtig ergreift, ist nun auch von den politischen Idealen seines Volkes erfüllt und huldigt dem Kaiser, der, wenn er auch den Dichtern kein Mediceer war, dem Volkswohle mit edelster Aufopferung diente.

II.

Der junge Werther in Wien

und

Wien in der Werther-Epoche.



An vielen sehr beachtenswerthen Werken findet sich die auffallende Bemerkung, daß im Gegensatze zu der Geistesbewegung, welche die Sturm- und Drangperiode in Deutschland hervorgerufen, in Oesterreich keinerlei Theilnahme an der letzteren zu bemerken gewesen wäre. Hundert- und aber hundertmal ist eine Stelle aus Sybel's „Geschichte der Revolutionszeit" von Schriftstellern abgeschrieben und nachgedruckt worden, daß die Wiener des jungen Werthers Leiden nicht anders als aus einem Feuerwerke kennen gelernt haben. Was in dem gedachten Buche blos eine illustrirende Randbemerkung war, das wurde mit dem animus injuriandi und zwar immer wieder vorgebracht und so schleppte sich die Behauptung immer fort gleichsam wie ein Beweis dafür, daß ein großer Theil deutscher Schriftsteller eigentlich doch nur „Abschriftsteller" seien. Man könnte fast den kühnen Satz des amerikanischen National-Oekonomen Carey unterschreiben, es gebe kein geistiges Eigenthum, wenn man die kritiklose Wiedergabe einzelner Behauptungen verfolgt, welche als geflügelte Worte sich von Geschlecht zu Geschlecht forterben.

Man fragt freilich wohl gleich auf den ersten Blick: Weshalb sollte denn eigentlich Wien der Werther unbekannt geblieben sein? Sollte die Geschichte einer leidenschaftlichen und unglücklichen Liebe, eine Herzenstragödie, den Wienern nicht nahegegangen sein? Gab es in Wien nicht etwa verliebte Menschen? Keine Verzweifelten? Keine Schwärmer? Nicht Männer und Frauen mit Sinn und Herz für Poesie? Wenn heute im sogenannten nüchternen „realistischen“, im Eisenbahnen- und Maschinen-Zeitalter, in Wien „Selbstmörder aus unglücklicher Liebe“ an der Tagesordnung sind, die Chroniken der Journale Tag für Tag Selbstmörder aufführen, mit dem ewig wiederkehrenden Refrain: „Unglückliche Liebe war das Motiv der That;“ wenn täglich auf dem Heuberg, im Prater, an den Ufern der Donau die Leichen von solchen Opfern der Leidenschaft gefunden werden: sollte da in jener sentimentalen Periode am Ausgang des 18. Jahrhunderts Werther's Liebe und Selbstmord nicht einen Wiederhall in den Herzen der Wiener gefunden haben?

War denn Werther's Geschichte etwas ganz Neues, oder war sie etwas so Urgermanisches, das sich in dem „verwälschten“ Wien so fremd ausnahm?

Mit nichten. Die bürgerliche Komödie, das Rührstück, die Romane mit sentimentalem Inhalt, in England zuerst entstanden, nach Frankreich verpflanzt, wurden durch die französische damals weltbeherrschende Sprache nach Deutschland und Oesterreich übertragen.

Aus den englischen Romanen wurden die Ideen, welche im Werther vorherrschen, wie Samenkörner vom Winde überall hin verweht, sie haben auch gerade den Werther hervorgerufen. Rousseau „der Apostel des Grams“ war

ja in Wien, wie leicht zu beweisen, sehr populär! Saint Preux wechselte nur sein Costume und seinen Namen und hieß Werther. Rousseau's „belle âme“ ging als „schöne Seele“ in die deutsche Literatur über. Selbst wenn Wien damals keinen geistigen Antheil an der deutschen Literaturbewegung genommen hätte; selbst wenn die ganze Gesellschaft so französelnd gewesen wäre, wie man gewöhnlich von Kaunitz und dem hohen Adel annimmt: Werther wäre seines Inhalts wegen durchgedrungen. Seit den Minnesängertagen wurde die Liebe in Wien besungen.

Und weiter: Es ist ja Werther eigentlich nur ein pathologisches Individuum. Seine Geschichte ist eine Krankengeschichte. Als solche behandelten sie Aerzte im vorigen Jahrhunderte und auch noch in neuester Zeit. *) Werther ist ein Charakter, dem Selbstbeherrschung fehlt, in dem jedoch schranklos subjective Gefühlszustände walten. Goethe selbst sagt: „Der Inhalt des Romanes lag gleichsam in der Luft. Er wie die übrigen deutschen Jünglinge litten an einer epidemischen Melancholie, die naturgemäß zu vielerlei Nachdenken und Gesprächen über den Selbstmord führte.“ Man sieht, diese Stimmung für den Werther und das Interesse an demselben hat nicht viel mit dem Geschmack und Vorliebe für die Literatur zu thun gehabt. Nirgend gab es aber einen Gesundheitscordon gegen diese Epidemie an den österreichischen Grenzen. Leicht könnten wir auf die Fabel von dem Prater-Feuerwerk einfach damit erwiedern, daß man ja in einem Feuerwerk der gaffenden Menge

*) Vgl. Dr. Ludwig Wille, Psychiater an der Universität Basel, in „Goethe's Werther und seine Zeit“. Basel 1877.

nicht nur nichts Unbekanntes, sondern stets nur das Bekannteste und ihr Geläufigste, ihre Lieblingsgegenstände vorführt, und die innere Unwahrscheinlichkeit der obigen Behauptung wäre damit widerlegt. Doch hören wir zunächst, wie Sybel, auf dessen Autorität hin die ganze Fabel immer und immer wieder reproducirt wird, sich äußert:

„Oesterreich war seinem ganzen Wesen nach ein mittelalterlicher Staat oder Staatenbund. Die Folgen dieses Zustandes traten besonders scharf in seinem Verhältniß zu Deutschland hervor. Zunächst ergab sich eine völlige Trennung der geistigen Beziehung zwischen dem Körper des Reiches und seiner mächtigen Ostmark" .... „Es war die Zeit, in welcher Deutschland sein geistiges Erwachen in dem modernen Europa feierte, den Grund seiner heutigen Wissenschaft in allen Zweigen, Geschichte und Statistik, Chemie und Geologie, Jurisprudenz und Philosophie, legte und durch seine schöne Literatur den Adel einer vollberechtigten, zugleich humanen und nationalen Bildung gewann. Von allen diesen Schöpfungen blieb Oesterreich damals unberührt; man hat bemerkt, daß Werther nur in Gestalt eines Prater-Feuerwerkes bekannt wurde. *)

Wie richtig dieses Urtheil im Allgemeinen über das geistige Verhältniß Oesterreichs zu Deutschland sein mag, wenn man die Zeit der Reformation und Gegenreformation und der von letzterer beherrschten Culturzustände in's Auge faßt — vom Eintritte der Theresianisch-Josephinischen Epoche angefangen — sind die geistigen Zustände in Oesterreich anders

*) Vgl. Sybel in der Gesch. d. Rev.-Zeit I. Bd., 3. Aufl., S. 142. In späteren Auflagen findet sich diese Stelle nicht mehr.

geartet, trifft sie das obige Urtheil nicht mehr, und vor Allem ist die Behauptung über Werther eine Fabel.

Wie sollte denn auch ein Roman den Wienern unbekannt geblieben sein, der zur Zeit seines Erscheinens eine so gewaltige Aufregung hervorrief, daß die ganze gebildete Welt davon ergriffen war. Wir haben Anhaltspunkte dafür, daß in China der Roman nicht unbekannt gewesen. 1779 sah ein Herr v. Leonhardi in Glückstadt (Holstein) einen Kauffahrer und in der Capitänscajüte fand er mehrere chinesische Gemälde, Werther's Leiden vorstellend. Das war 1779, fünf Jahre nach dem Erscheinen Werther's, und die Wiener sollten nicht die Kenntniß der Chinesen von Werther gehabt haben?

Der Werther wurde in alle Sprachen übertragen. Er blieb auch nicht auf die höheren Kreise beschränkt; eine ganze Bibliothek ist für und wider ihn geschrieben worden. — Dichter, Philosophen, Theologen und Staatsmänner gaben ihr Urtheil über Werther ab, und so war ja dafür gesorgt, daß Werther fortwährend im Munde aller Leute war. Auf seiner italienischen Reise begegnete Goethe seinem Werther allenthalben. In Rom und Neapel verfolgen ihn die Manen Werther's; neugierige Engländer belästigen den Autor mit ihrer Bewunderung. Die Franzosen, Engländer, Italiener, Spanier, Holländer, Dänen, Schweden, Russen, Polen übersetzten Werther in ihre Sprache und dies bald nach dem Erscheinen des Werkes. 1776 und 1777 waren bereits drei französische Uebersetzungen erschienen:

„Deutschland ahmte mich nach und Frankreich mochte mich lesen,
England! freundlich empfingst du den zerrütteten Gast“ —

sagt der Dichter in seinen venetianischen Epigrammen und weiter, daß — sogar der Chinese

„Malet mit ängstlicher Hand Werthern und Lotten auf Glas".

Napoleon versicherte Goethen bei der Zusammenkunft am 2. October 1808 in Erfurt, daß er den Roman siebenmal gelesen. Aus Bourienne's Memoiren erfahren wir, daß sich der Werther in der Feldbibliothek Napoleons auf der Expedition nach Aegypten befand. Daß ihn der Cäsar am Fuße der Pyramiden gelesen (1798), ja nicht nur gelesen, vielmehr „studirt wie ein Criminalrichter seine Acten" — bemerkte Goethe zu Eckermann.

Weiter wissen wir durch Goethe selbst, wie Werther mit erbärmlicher Geberde auf Jahrmärkten, auf Leinwand- und Wachstuchgemälden dargestellt, wie von Marktschreiern seine traurige Geschichte erzählt wurde und er sich in allen Wirthsstuben im Bilde zeigte, so daß

„Jeder kann mit dem Stocke zeigen:
Gleich wird die Kugel das Hirn erreichen!" —

„Und Jeder spricht bei Bier und Brot:
Gott sei's gedankt: nicht wir sind todt." —

Man las die Briefe „des armen Jungen" auf einsamen Gartenplätzen gleich der Kotzebue'schen Cleopatra:

„Ich trinke grünen Thee und les' in Werthers Leiden."

Goethe selbst sagt: „Die Wirkung dieses Büchleins war groß, ja ungeheuer und vorzüglich deshalb, weil es in die rechte Zeit traf. Denn wie es nur eines geringen Zündkrautes bedarf, um eine gewaltige Mine zu entschleudern, so war auch die Explosion, welche sich hierauf im Publicum

ereignete, deshalb so mächtig, weil die Welt sich schon selbst untergraben hatte.“ Wieder fragen wir: Inmitten dieser ganzen Welt sollte Wien gerade unberührt von dieser Strömung des Denkens und Empfindens geblieben sein? Eine Insel der Gefühllosen in diesem Meere von Empfindsamkeit? Unbekannt mit dem, was in den fernsten Ländern und Völkern einen unmittelbaren Nachhall fand?

In dem „armen Jungen“ hat die empfindsame Zeit einen Blutzeugen des Herzens verehrt. Werther ist das mit höchster dichterischer Wahrheit dargestellte Bild eines mit den schönsten Gaben des Geistes und Gemüthes, mit edelster Humanität, mit kühner Phantasie ausgestatteten Mannes, der an seiner Weichheit, an seiner Ueberspannung zu Grunde geht, der sich nicht zu beschränken, nicht zu entsagen und insbesondere sich dem Genuß nicht zu entziehen vermag. Und eine solche Gestalt sollte einem „gemüthlichen“, das heißt einem gutmüthigen, leichtlebigen und genußsüchtigen Menschenschlag, dessen Hauptzug angeblich Ueberschwänglichkeit in Freud und Trauer, haltloses Schwanken zwischen leichtsinnigem Optimismus und thatenlosem Pessimismus ist, der vorzugsweise als „sinnlich“ gilt, sich angeblich keinen Genuß versagt — fremd geblieben sein? Man sollte nicht in Wien mit Werther lebhaft empfunden haben? Gerade die Wiener sollten nicht unter jenen „guten Seelen“ gewesen sein, an welche sich Goethe in seinem kurzen Vorwort wendet? Gewiß eher noch als die „kalt kritischen“ Berliner, von denen er gelegentlich spricht. Weshalb sollte der „leidende Held“ in Wien nicht Mitleid eingeflößt haben? Werther ist vom Reiz der Gegend entzückt, er sucht Plätzchen in dem herrlich gelegenen Garten des Grafen M . . . . Wie viele solcher

gräflicher Gärten gab es in Wien? Lotte erinnert empfindsam an Klopstock's „Frühlingsfeier". Wo war jener Zeit Klopstock bekannter, mehr verehrt als in Wien? Wo wird der Frühling lauter, fröhlicher gefeiert, einst und jetzt, als in Wien? Alle diese schönen, rein menschlichen Vorgänge, die nichts mit Verstandescultur zu thun haben und Werther beschäftigen, mußten jeden Menschen anziehen.

Zugegeben, daß unsere ganze große geistige, namentlich philosophische Umwälzung in Wien keinen Antheil fand: die Dichtung, die Darstellung menschlicher Vorgänge, vollends Werther's Leiden fanden in Wien einen tiefen Nachhall. So ist denn auch psychologisch die Voraussetzung für eine intime Bekanntschaft der Wiener mit Werther vorhanden und leicht gefunden.

Es wird nun aber auch der Beweis zu erbringen sein, daß in Wien zur Zeit des Erscheinens von „Werther's Leiden" auch eine literarische Atmosphäre und eine literarische Gesellschaft vorhanden war, daß ganz im Gegensatze zu der Behauptung von der Theilnahmslosigkeit an der deutschen Geistesbewegung gerade zu jener Zeit, wenn auch leider nur vorübergehend, der regste Antheil an allen literarischen Vorgängen Deutschlands und an der geistigen Bewegung daselbst herrschte und daß, so wie den Wienern jener Zeit nichts Menschliches fremd war, ihnen auch ein literarisches Ereigniß von so großer Bedeutung nicht fremd bleiben konnte. Zum Beweise dafür wollen wir das geistige Leben Wiens in der Zeit vor dem Erscheinen Werther's ein wenig in's Auge fassen. Wir wählen einen begrenzten Zeitraum, die Zeit von 1761 bis 1774, die dreizehn Jahre, welche

zwischen Rousseau's Nouvelle Heloise und Goethe's Werther lagen.

*
* *

Schon in den letzten Lebensjahren Kaiser Karls VI. machte sich in Oesterreich eine freiere Denkweise geltend. Der Staat suchte wiederum den Einfluß auf die Schule zu gewinnen; Benedictiner und Piaristen bekämpften heimlich und offen das Monopol der Jesuiten, die auch von der Weltgeistlichkeit feindlich behandelt wurden. Der Prinz Eugen von Savoyen versammelte einen Kreis hervorragender Geister, Franzosen und Italiener, um sich; Leibnitz, kaiserlicher Reichshofrath, war ausersehen, an die Spitze einer zu gründenden Akademie zu treten. Der siebenjährige Krieg gab den Geistern bald darauf einen mächtigen Impuls und die Rivalität Maria Theresias mit Friedrich dem Großen zwang denn auch die deutsche Bildung zu begünstigen; das Studium der Muttersprache und die Pflege der Poesie bildeten die Hauptaufgabe der 1761 gestifteten „Deutschen Gesellschaft", welcher Denis, Mastalier, Sonnenfels u. v. A. angehörten. 1762 gab Klemm, ein geborener Sachse, eine Zeitschrift: „Die Welt," heraus und gab damit den Anstoß zu der Entwickelung einer bald mächtig anschwellenden Journalistik. Schon 1760 trat Denis mit seinen „Poetische Bilder" hervor, in welchen man füglich eine Nachahmung der Anakreontiker erblicken darf.*)

Die antikisirende Manier der Hagedorn und Gleim konnte im Volke selbst nicht den rechten Boden finden. Durch

*) Vgl. „Oesterr. Volksschr. u. Volkslied. im siebenj. Kriege" von H. M. Richter, Wien, Gerold 1869.

lange Zeit von geistlichen Einflüssen beherrscht, mußte die nationale Literatur zunächst durch religiöse Poesien Eingang finden. Gellert's Fabeln und geistliche Lieder waren in Wien allgemein verbreitet. Joh. Andr. Kramer gibt uns Beweise für die Begeisterung der Oesterreicher für diesen Dichter; dessen Briefe an Karoline Lucius zeigen uns Gellert in Karlsbad gefeiert von der österreichischen Badegesellschaft, ihn selbst im Umgange mit dem Obersthofmeister der Kaiserin, dem Grafen Uhlefeld, mit dem Grafen Thun, dem Grafen Trauttmannsdorf, dem Reichshofraths-Präsidenten Grafen Harrach u. A. Gellert selbst gibt uns Zeugniß dafür, wie allgemein verbreitet seine Schriften in Oesterreich waren; er führt uns die alte Magd in schmutziger Kleidung im Hause des Postmeisters vor, die vor des Dichters Abreise begeistert hereinstürzt mit den Worten: „Ist er der Herr, der die schönen Bücher geschrieben hat?" Cornelius Ayrenhoff schrieb um jene Zeit in Wien deutsche Schauspiele; 1767 gab Sonnenfels die Briefe über „Die Wienerische Schaubühne" heraus, zur selben Zeit, als Lessing die „Hamburgische Dramaturgie" herausgab.

In der Zeitschrift „Der Mann ohne Vorurtheil" bekämpfte Sonnenfels die Sucht für das Fremdländische, predigte den nationalen Geschmack, und die anderen Zeitschriften gaben reichliche Auszüge aus den Schriften der deutschen Classiker, Auszüge aus Lessing, Herder, Wieland füllten die österreichischen Journale. Als 1767 Professor Sonnenfels seine Reise durch Deutschland unternahm, knüpfte er Verbindungen mit vielen Dichtern und Autoren an, wie Weiße, Mendelssohn, Nicolai u. A. Oesterreichische Autoren betheiligten sich lebhaft an dem Lessing-Klotz'schen Streite. 1769 weist das

Repertoire neben Voltaire („Nanine“, „Zaire“, „Schottländerin“) Lessing's „Misogyn“, „Minna von Barnhelm“ auf. Die in Wien entstandenen Uebersetzungen des Horaz von Denis, Mastalier, Eckel, Burkart fanden den Beifall des ersten Berliner kritischen Journals, der „Bibliothek“ Nicolai's. Die Begeisterung für Klopstock, den Sänger der Messiade, war eine allgemeine. In dem Jahre zwischen 1768—1769 spielt der Plan, in Wien eine Akademie mit Lessing und Klopstock als Leitern zu gründen. Den großen Hoffnungen auf Joseph als Schützer der deutschen Literatur entstammt Klopstock's „Fragment aus einem Geschichtschreiber des XIX. Jahrhunderts“; „Die Hermannsschlacht“ trägt die Zueignung an Kaiser Joseph II. Bald darauf zwischen 1770 und 1772 schwebt Lessing's zweite Berufung nach Wien als Leiter des Theaters.

So hat man den Eindruck einer lebhaft bewegten literarischen Gesellschaft in Wien vor sich. Im Jahre des Erscheinens von Werther 1774 heißt es: „Man hat in Wien die Emilia (Galotti) wie eine Göttin aufgenommen.“ Kurz nach dem Erscheinen des Werther 1775 ist Lessing in Wien und ein Journal jener Zeit berichtet: „Der berühmte Herr Lessing rc., dessen Emilia, Minna und Sara Sampson auch Wien so oft entzückt haben, dessen Name den Begriff des Literaten, Alterthümerkenners, Dramaturgen und zugleich Meisters der dramatischen Kunst mit sich führt, ist vor einigen Tagen hier angekommen.“ So meldete die kaiserliche „Wiener Zeitung“. Im Theater empfing Lessing Ovationen des Publicums; das letztere rief: „Vivat Lessing!“ als der Dichter neben dem Staatsrath Gebler in der Loge erschien.

Die „Real-Zeitung“ referirte über die Aufführung von Voltaire's „Merope“ in Gotter's Bearbeitung: „Die Vorstellung des Stückes ist durch die Gegenwart des größten dramatischen Dichters und Kunstrichters, Herrn Lessing, merkwürdig geworden.“ Das ist die Zeit, wo das „Hofburgtheater“ zum „Nationaltheater“ geworden, für welches sich Lessing, Engel, Weiße, Wieland interessirten, wo Wieland's Singspiele „Alceste“, „Wahl des Hercules“ gefielen und zuerst in Wien der Anfang zu einem deutschen Singspiel gemacht wurde. Joseph II. sandte 1776 den Schauspieler Müller auf Reisen im Interesse des deutschen Schauspieles und gleichzeitig wurde Gluck's „Iphigenie in Tauris“ zum ersten Male in Wien im Beisein Josephs in deutscher Sprache aufgeführt. In Ausdrücken der glühendsten Verehrung sprach man von Klopstock, demjenigen deutschen Dichter, den auch die Frommen gelten ließen: „Unser deutscher epischer Dichter Klopstock, auf den wir mit Recht so stolz sein können als England auf seinen Milton“ — schreibt man in Wien 1775. Wie zum Beweise der lebhaften Wechselbeziehung der österreichischen Erblande mit dem deutschen Reiche bringt „Der Almanach der deutschen Musen auf das Jahr 1773“ (Leipzig im Schwigert'schen Verlag 232 S.) das Bildniß Mastalier's. Als nach dem Tode Klotzens in Halle die Briefe des Gewaltigen herauskamen, war der Schrecken in Wien in literarischen Kreisen ein allgemeiner. Andererseits fand Lessing in dem Wiener Sattler den eifrigsten Parteigänger. *)

*) Vgl. die bezüglichen Darlegungen in dem Buche: „Geistesströmungen“ von H. M. Richter, Berlin 1875.

Alles das begab sich zur Zeit des Erscheinens von Werther. Und man glaube ja nicht, daß die Censur, auf die man sonst so sehr zu achten pflegt, irgendwie die Verbreitung literarischer Erscheinungen besonders hätte hindern können und also gehindert hätte. Seit Van Swieten den Bann der Jesuiten gebrochen hatte, wurde die Censur sehr locker gehandhabt. „Die Lehrer, Staatsbeamten und Männer vom Stande“ hatten außerdem das Privilegium, ungehindert von der Censur Bücher beziehen zu dürfen. Der buchhändlerische Verkehr war um jene Zeit ein reger und geregelter. Zudem fanden es die Buchhändler und Antiquare gerade lohnend verbotene Bücher zu führen, und es gab keine bessere Empfehlung in Wien für ein Buch, als ein Verbot der Censurbehörde. Hören wir einen Censor selbst, Blumauer in seiner „Beobachtung über Oesterreichs Aufklärung und Literatur“ (1781). Er sagt: „In einem Staate, in dem man von jeher die Schriften aller aufgeklärten Nationen las, um desto gieriger las, je mehr Schwierigkeiten die Neugierde der Leser reizten, in dessen aufgeklärtem Theile von jeher Grundsätze und Meinungen keimten, die jeder denkende Kopf wohl im Stillen hegen, aber nicht öffentlich aussprechen lassen konnte, wo Wißbegierde dem starken Damme seit langer Zeit entgegenarbeitete und dem Durchbrechen bereits nahe war — in so einem Staate mußte die Wegräumung der Hindernisse, die Erweiterung der Preßfreiheit nothwendig eine Ueberschwemmung von Broschüren zur Folge haben.“ Blumauer führt uns in seinem „Rückblicke“ dann in die Literatur der seichten rationalistischen Broschüren ein. Er schildert uns das Lesebedürfniß der Wiener im Gegensatz zur Schreibunlust der denkenden

Männer; er führt weiter an, daß seit so vielen Jahren die österreichischen Schriftsteller „fremde, auswärtige Journale und Magazine mit inländischen eigenen Producten und Beiträgen bereichern". Vor langer Zeit hätte sie der Mangel anständiger schriftstellerischer Gesellschaft und die Strenge der Censur dazu genöthigt ..... „Wenn selbst der Inländer die Manufacturen und Staatsvorfälle seines Landes erst aus Schlözer's Staatsanzeigen und die Talente seiner Landsleute erst aus fremden Journalen kennen lernen muß, so läßt sich von der inländischen Literatur nie ein wahres Fortkommen hoffen. Und wenn sich auch im Ausland hundert allzeit fertige Verleger fänden, die — wie itzt erst unlängst einer — alle unsere 10 Kr.-Broschüren nachdruckten." Man sieht, wie der Particularismus und Nativismus gegen die fortwährende und innige geistige Verbindung zwischen Oesterreich und Deutschland kämpften.

In ganz ähnlicher Weise wie Blumauer spricht Sonnenfels in seinem Briefe an Jos. v. Retzer. *) Darin verwahrt sich Sonnenfels gegenüber dem Verfasser der „Berliner Briefe" wider den Vorwurf, daß er zwischen den Schriftstellern von Wien und Berlin Haß genährt habe: „Ich gehöre gewiß unter die Ersteren, welche Wien gegen die Ramler, Sulzer, Mendelssohn, Gleim, Spalding u. s. w. Hochachtung einflößten. Das lag eigentlich in meinem Plane. Diese Männer gehören unter die Ahnen der deutschen Literatur, unter die „Imagines majorum", die meine Landsleute verehren, aber auch zu erreichen bestreben sollen. Die

*) Vorbericht zur Antrittsvorlesung von 1782 in der Gesammtausgabe von J. v. Sonnenfels' Schriften.

suchet nachzuahmen, rufte ich diesen in einer Epigraphe zu, über welche Herr Nicolai ebenso seinen Witz, als über das Wohlleben der Wiener tiefsinnige Politik an Mann geben wußte." Er vergleicht dann die „Lesebegierde" von jetzt mit der „Lesesunlust" vor zwanzig Jahren und illustrirt den Abstand an den Erfolgen seiner eigenen Arbeiten. Im Jahre 1763 veröffentlichte er eine Rede auf Maria Theresia im günstigsten Zeitpunkte und der Verleger Kurzböck setzte nicht mehr als zwei Exemplare ab. Seine erste Vorlesung nach Maria Theresiens Tode in Druck gelegt, mit 12 kr. pro Exemplar im Preise angesetzt, brachte 1780 in sechs Tagen einen Erlös von über 900 fl. ein. Wie Blumauer das Broschürenwesen geißelt, so spricht es Sonnenfels aus, daß man nicht prahlerisch meinen und sagen dürfe, daß man am Ende der Laufbahn sei; aber man sollte nicht blos den zurückgelegten Raum bemessen, auch die Zeit und die Kraft, welche zu bewältigen waren, in Rechnung bringen, wenn man von Oesterreich spricht: „Sachsen, Brandenburg, alle Provinzen Deutschlands, wo die Reformation aufgenommen worden, haben Jahrhunderte voraus" — sagt der Wortführer der Wiener Schriftsteller und stellt darauf mit einiger Genugthuung den Kampf mit dem Jesuitismus in Schule und Literatur als eine bedeutsame That hin. In der Zeit von 1750—1780 sei nicht wenig geschehen, um das Volk aufgeklärt und vor Allem, um es lesebegierig zu machen.

Und in der That, die Leselust in jener Zeit war eine allgemeine und außerordentliche.

Nicht blos Bücherliebhaber gab es, sondern die Massen selbst lasen und lasen begierig. Jede Nummer der „Wiener Zeitung" bringt Spalten lange Kataloge der Novitäten oder

preiswürdiger Bücher überhaupt. Oft erscheinen nebeneinander die Kataloge der Krause'schen Buchhandlung im neuen Michaelerhaus, der Bernardischen, später Wappler'schen Buchhandlung, der von Ghelen'schen und der Bader'schen in der Bognergasse und der von Josef Gerold, kaiserlichem Reichs-Hofbuchdrucker und Universitätsbuchhändler, am Kohlmarkt. Kurzböck in der unteren Bräunerstraße, der Dreifaltigkeitssäule gegenüber, bietet ebenso seine Bücher an, wie nicht weit davon die Weingand'sche Buchhandlung am Graben und Jos. Krüchten, der im Seitzerhof bei der Weltkugel seine Buchhandlung aufgeschlagen hatte. Diese Bücherverzeichnisse sind ständige Beiträge der Zeitungen, jede Nummer spiegelt getreulich die deutsche literarische Production wider. Man sieht, was in Wien angeboten, gekauft, gelesen wurde und bekannt gewesen. Gräffer der Jüngere unter den Tuchlauben hielt vorzüglich französische Werke auf dem Lager, Rudolf Gräffer auf dem oberen Jesuitenplatz im Collalto'schen Hause neben deutschen meist italienische Werke. Gerold z. B. hat einen reichen Vorrath der Kant'schen „Kritik der reinen Vernunft" und daneben die Geschichte der Miß Fanny Wilkes mit Chodowiecki'schen Kupfern; vorräthig bei Ghelen fand man Sterne, Zachariae, Möser, Wieland und die neueste Schrift Herder's. Es gab mehrere „Lectür-Cabinete", in welchen die erlesensten Schriften und Zeitungen in verschiedenen Sprachen auflagen, desgleichen die neuesten Bücher im Fache der Geschichte, Politik, Philosophie, Moral und der schönen Künste. War schon in den 70er-Jahren die Censur äußerst maßvoll, so kam 1780 eine k. k. Verordnung heraus, in Folge deren „die hochpreisliche Bücherrevision" Alles freigab.

Auch die Vorräthe der Lectür-Cabinete, z. B. des Trattner'schen, waren in gedruckten Katalogen verzeichnet.

War die eigene Production gering, so war doch die Leselust und die geistige Regsamkeit im Publicum sehr groß. Die Journale brachten Auszüge aus englischen Zeitungen; die „Real-Zeitung" hält oft eine Revue über die Beiträge fremder Journale und gelegentlich erfahren wir alle Namen der in Wien in jener Zeit am meisten verbreiteten Zeitschriften (1775). Das waren „Journal des Savans", „L'année litéraire" und „Allgemeine Deutsche Berliner Bibliothek". Sie werden uns als die verbreitetsten und als die „drei Schiedsrichter der gelehrten Republik" geschildert! Daneben werden aufgeführt der „Mercure de France", Fachjournale für Ackerbau, Arzneikunde, dann „L'Almanach des Muses", „Gazette littéraire de l'Europe à Amsterdam," „Gazette de littérature de deux Ponts," „Gazette littéraire de Berlin," endlich die deutschen „Bibliotheken" von Leipzig, Halle, Lemgo &c. Verbreitung hatten auch Beckmann's physikalisch-ökonomische, Schmid's neue philologische Bibliothek und das Magazin der deutschen Kritik von Schirach; dann die Journale; vor Allem der „Deutsche Mercur" von Wieland, von welchem jedes Heft in den Wiener Zeitschriften kritisch gewürdigt und nach dem Inhalt erwähnt wird; die Göttingenschen „Gelehrten Anzeigen" und Büsching's „Wöchentliche Nachrichten". In Nachahmung des Auswärtigen erscheint in Wien ein „Oesterreichischer Musen-Almanach", Professor Meusel in Erfurt richtet an die Wiener Schriftsteller einen Aufruf um Beiträge für die neue Ausgabe seines „Gelehrten-Lexikon". So schlingen sich die Fäden geistiger Verbindung hinüber und herüber und die vielfachen Rei-

bungen und Eifersüchteleien, die Aeußerungen der Empfindlichkeit des gekränkten Nativismus — sie sprechen nur dafür, welche lebhafte Beachtung man sich gegenseitig schenkte.

Bei Anzeige des 8. Bandes des „Wieland'schen Mercur" heißt es in der „Real-Zeitung" 1775 (S. 201): „Aber daß wir zu dem Artikel von Wien so ganz stillschweigen sollten, wird uns kein Patriot zumuthen. Nach des Verfassers Meinung „verdient Wien keine eigene Stimme auf dem Klopstock'schen Landtage". Im Verfolge eifert der Schreiber gegen die Ueberschätzung Mastalier's, wie gegen die Unterschätzung Denis'. Er wirft dem Correspondenten vor „eine große Unwissenheit in dem, was den literarischen Zustand von Wien betrifft" und meint, der Herausgeber hätte diesen Artikel prüfen sollen: „Belehrt Euch doch in Zukunft besser, Ihr hoch erleuchtete, ausländische Kunstrichter, wenn Ihr wieder Nachrichten von Wien geben wollt. Leset das, was hier erscheint, mit weniger Vorurtheil, glaubt nicht dem einseitigen Urtheile eines parteiischen Correspondenten und wißt, daß wir hier selbst das wahre Talent von den Stümpereien unterscheiden können, daß wir das Schlechte, was hier entsteht, nicht deswegen für gut halten, weil es von Wien ist." (! ?)

Im Jahre 1776 beklagt sich eine öffentliche Stimme über Chr. Heinr. Schmid: „Was hat doch den Hofrath Wieland bewegen können, ihn zu seinem Mitarbeiter aufzunehmen, sich mit einem Menschen zu beschmutzen, dem man in allen öffentlichen Blättern Deutschlands Alles, was nur niederträchtig unter dem Monde sein kann, vorgeworfen hat? Der schreibt einen Wiener Theaterartikel für den „Mercur" (aus Gießen), macht Alles schlecht, nach Berichten,

die ihm ein Quidam aus Wien sandte, der selbst so schlecht unterrichtet und so leichtfertig war, daß er Rollen diesen und jenen Schauspielern zutheilt, die sie nicht inne hatten, und sie darin beurtheilt .... So sind diese Nachrichten, und sie stehen im „Deutschen Mercur". Zwar weiß Deutschland wohl, was es denken soll und woran es ist, wenn Schmid Kritiken heget; aber in unserem Wien gibt es verehrungswürdige Leute, die an den Mercur wie an Orakel glauben." Aus diesen Bemerkungen ersieht man, welche Beachtung man dem Wieland'schen Mercur in Wien schenkte, wie empfindlich man für den Tadel desselben war, wie genau man die Reputation einzelner deutscher Schriftsteller kannte.

Im zwölften Buche von „Wahrheit und Dichtung", bei Gelegenheit der Schilderung des literarischen Symposions zu Gießen, spielt Professor Schmid keine schöne Rolle. Im Briefe Goethe's an Kestner vom Christtag 1772 heißt es: „Der .... kerl in Gießen, der sich um uns kümmert wie das Mütterlein im Evangelio um den verlornen Groschen und überall nach uns leuchtet und stöbert ...., als ein wahrer Esel frißt er die Distel, die um meinen Garten wachsen, nagt an der Hecke, die ihn vor solchen Thieren verzäunt, und schreit dann sein kritisches I! A! ob er nicht dem Herrn in seiner Laube bedeuten möchte: „Ich bin auch da!" Voß nannte ihn „den Alles aufgrasenden Gießner". Ob nun Schmid bei solcher gewissenlosen Berichterstattung über das Theater nicht mit Recht die Entrüstung der Wiener hervorrufen konnte?

Joh. Bapt. Bolla ließ eine Rede von der Schönheit und dem Nutzen der griechischen Literatur (bei Kurzböck 1777)

erscheinen. Nun, sie hat dem „launischen Herrn Wieland nicht gefallen“. Und dieser hat im „Deutschen Mercur“ den guten Bolla unter die „Scribler“ gesetzt: „Weil er aber aus Bolla's Schriften nicht eine einzige Unrichtigkeit zum Beweise angeführt hat, so halten wir solches blos für eine üble Laune“ — sagt eine literarische Zeitschrift Wiens jener Tage. Eine neue Monatsschrift: „Literarische Monate,“ war im October 1776 hervorgetreten, sie brachte Gedichte und Recensionen; aber in Deutschland begegnete sie keiner guten Aufnahme.

So schrieb das „Allgemeine Verzeichniß neuer Bücher auf das Jahr 1777“ (Leipzig bei Siegfr. Lebrecht Crusius): „Wir würden uns an dem Geschmacke Wiens zu versündigen befürchten, wenn wir glauben könnten, daß sie daselbst Beifall erhalten sollen. Die Gedichte sind, ein paar von Denis ausgenommen, gereimte Prosa oder hochtönender Unsinn, die Recensionen aber sind Befriedigungen kleiner Leidenschaften und die Satire, in welche sich der Verfasser zuweilen wagt, das unschmackhafteste Zeug, was man sich denken kann.“ — Das nahmen die „Literarischen Monate“ nicht ruhig hin, sie begannen nun eine heftige und langwierige Polemik; aus landsmannschaftlichem Eifer schlossen sich andere Angreifer an, und es gab nun wieder einmal hellen Krieg.

An allen gelehrten Fehden nahm man in Wien lebhaften Antheil, sie mochten noch so entfernt, noch so untergeordnet sein. So bringt eine Wiener Zeitschrift im Mai 1780 eine Nachricht „von zween gelehrten Kriegen in Niedersachsen, die Gegenstände der neugierigen Zuschauer gewesen. Der eine ist aus einem Epigramm entstanden, der andere größtentheils in Epigrammen geführt worden“. Gemeint ist

die Polemik Göcking's in dem von ihm mit Voß ausgegebenen „Musen-Almanache" wider Götze in Hamburg und dessen Erwiederung in Altonas „Reichspostreiter" und im „Deutschen Museum" vom Februar 1780. Nach einer längeren Ausführung heißt es: „Die andere Streitigkeit ist nicht so lustig — die erstere ist in der That ergötzlich — zumal zween große Männer in unnütze und unanständige Händel gerathen." Gemeint sind in diesem Falle Zimmermann in Hannover (der Verfasser des Buches von der Einsamkeit) und Kästner in Göttingen. Folgt nun eine Darlegung der ganzen Streitsache und zum Schlusse die Bemerkung: „Man wünscht einen baldigen Frieden, der nach unseren neuesten Nachrichten aus Göttingen nicht mehr fern sein soll."

Der „Sturm und Drang" ergriff auch Wien und seine Producte suchten sich daselbst zur Geltung zu bringen. Schon 1776 erscheinen in den Wiener Journalen Berichte über die „Zwillinge", das Trauerspiel Klinger's, des Jugendgenossen Goethe's, über dessen Aufführung in Hamburg und über die dortige „Shakespeare-Manie". Am 11. Januar 1777 geht Klinger's Stück über die Nationalbühne in Wien im Beisein Josephs II.; es hatte aber ein unglückliches Schicksal, trotzdem Lang in der Darstellung der Hauptrolle glänzte und für sein vortreffliches Spiel vom Kaiser ein Geschenk von 300 Gulden erhalten hatte. Da das Stück in Hamburg als Preisstück gekrönt worden war, gab es nun ein langes literarisches Herüber und Hinüber.

So wurde man in gutem und schlechtem Sinne von allen geistigen Strömungen beeinflußt. Man gab in Wien allerdings meistens nur den Chor ab, aber man folgte der literarischen Action mit Zustimmung oder Opposition. Man

war stolz darauf, daß der „Landsmann Oeser“ nun „der berühmte Professor Oeser in Leipzig“ geworden war und dieser (Goethe's Oeser) vergaß auch seine Heimat nicht, und hatte (1777) für die neuerbaute evangelisch-lutherische Kirche seiner Vaterstadt Preßburg ein Altarblatt zum Geschenk gemalt (7' hoch, 4' breit, Jesum darstellend, wie er mit zwei Jüngern zu Emaus das Abendbrod nimmt). Das Bild ist nun Gegenstand ausführlicher Beschreibung, von Abhandlungen über die Wahl des Stoffes, die Erfindung, Zusammensetzung und Darstellung des „ernsthaften Gegenstandes in Farben“.

Lavater hat um jene Zeit Aufsehen erregt, die Köpfe verwirrt, und als im Jahre 1777 seine „Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe“ (III. Versuch mit vielen Kupfern, Leipzig und Winterthur) erschienen, bemerkt eine Wiener Anzeige: „Schon die ersten Versuche haben in Wien großes Aufsehen erregt, das Interesse war allgemein und steigerte sich.“ Folgt genaue Inhaltsangabe, hierauf eine Anpreisung der Verdienste des Mannes um die „bisher noch dunkle Wissenschaft“, der „Licht verbreitet“ und oft, wie in Deutschland, als „Prophet“ gefeiert wird. Eine Wiener Recension jener Zeit sagt: „Es wäre Thorheit von mir, unverzeihliche Thorheit, wenn ich den Lesern ein Buch loben wollte, das so sehr über jedes Lob, als über jeden Tadel erhaben ist. Man müsse Lavater sein, denken wie er, jedem Worte Leben und Seele geben können, um so ein Buch würdig zu beurtheilen. Ganz von seinem Gegenstand durchdrungen, Alles mit seinen Adlerblicken umfassend, sich seiner reinen menschenfreundlichen Absichten bewußt, wandelt er ruhig seinen Weg fort und

ſt ſich in ſeinem Laufe ſo wenig irre machen als der
dler, wenn er von einem Schwarme von Krähen und Elſtern
ımgeben, der Sonne zufliegt. Aus jeder Zeile athmet allge=
meines Wohlwollen, Toleranz.“ Dieſe Verehrung drang auch
in geiſtliche Kreiſe, die Frommen im Lande waren mit Lavater
ſehr zufrieden, da er die „Heiligen, die von den proteſtantiſchen
Theologen bei jeder Gelegenheit ſo boshaft geläſtert werden,
in den Porträts der Heiligen ſo gerecht und ſo rührend
geſchildert hat“. Man ſieht, der Philanthropinismus wird in
Wien ſehr beachtet, und das ſpricht ſich auch in der Auf=
nahme der pädagogiſchen Schriften aus. Campe’s Kinder=
bibliothek findet lebhaften Beifall und Anerkennung, ſeinen
Principien wird überall eingehende Würdigung geſchenkt.
Beiläufig ſchreibt die „Real=Zeitung“ (1779): „Man ſieht
überall den Kinderfreund, dann, was noch mehr iſt, den
Kenner der kindlichen Natur, den Pſychologen der Kindheit
und den geſchmackvollen Mann.“ Natürlich entgeht auch der
Magiſter mit der eiſernen Stirn, das Original, D. C. F. Bahrdt,
nicht der Beachtung der Wiener in den Jahren von 1779—1781.
Gelegentlich wird ſeines Philanthropins, ſeiner Streiche und
ſeiner Gegner in den Wiener Journalen Erwähnung gethan.
Und als die famoſe Schrift, betitelt „Der wahre Charakter
des Herrn Bahrdt“, erſchien, bemerkt die „Real=Zeitung“,
ſie werde demnächſt über die Bahrdt’ſchen Händel etwas
Reelles ſagen, fügt jedoch hinzu: „Aber wir werden uns
nie zu Perſönlichkeiten herablaſſen, oder Weib und Kinder eines
Mannes, der ſich unglücklich gemacht hat, in’s Spiel miſchen,
wie in der angezeigten Schrift geſchehen. Pfui!“

Bekanntlich war ja während des aufſteigenden Lebens=
laufes Bahrdt’s eine Weile ſogar die Rede, ihm in Wien

bei Einrichtung der Volksschulen das Directorium zu übertragen.

Im Jahre 1779 erschien in Hamburg: „Ueber Sprache und Dichtkunst,“ Fragmente von Klopstock. Die Vorschläge Klopstock's zu einer neuen Rechtschreibung wurden nun Anlaß einer ganzen Reihe von Abhandlungen, welche die „Real-Zeitung“ 1780 veröffentlichte. — Das Erscheinen von „Winckelmann's Briefe an seine Freunde in der Schweiz“ (Zürich bei Orell, Geßner, Füßlin & Comp.) bringt Riedel in Wien in Harnisch. Er kündigt den Schweizern sofort Fehde an, weil sie bei der Veröffentlichung „keine Vorsicht gebraucht“ u. s. w. Er bemerkt, daß er „einen dickeren Band Winckelmann'scher Briefe hätte herausgeben können, an große und weltbekannte Männer, von denen er noch einen Theil verwahrt“. „Aber die Ehrfurcht vor der Urne halte ihn ab.“ Die Schriften J. G. Schlosser's (I. Th. Basel 1779) werden sofort nach ihrem Erscheinen in Wien beifällig angezeigt, sein Streit mit Iselin über die Philanthropine wird in den Recensionen ausführlich behandelt. Die „Philosophischen Romane“ von Fr. H. Jakobi (1775—1779) gingen auch an Wien nicht spurlos vorüber. Wie Goethe den Geruch des Woldemar nicht leiden konnte, mit dem Buche eine schimpfliche Execution vornahm und von der Nachahmung seines Werther nicht geschmeichelt war, so war man auch in Wien nicht geneigt, den Roman gut aufzunehmen. „Weder Plan noch Erfindung, noch Erzählung können anmuthen,“ sagt eine Stimme. Ganz treffend ist das Urtheil, welches die „Real-Zeitung“ fällt: „There are more things in heaven and earth Horatie; Than are dreamt of in your philosophy,“ aber an diesem Roman sollte man

es umkehren und sprechen, „es werden darin Dinge gemacht, die weder im Himmel noch auf Erden sind. Weder hier unten, noch, wie ich vermuthe, dort oben, empfinden und reden die Leute so empfindsam, als bei unserem Herrn Verfasser. Man sieht, daß er den Herrn Göthe nachgöthisieren will... Es gelingt ihm, wie allen Nachahmern, selbst wie denen, die sich selbst nachahmen oder ihr erstes Original vervielfältigen wollen (Woldemars Verhältniß zu Allwill), schlecht genug. Er verbietet uns zwar, sein Werk jetzt schon zu beurtheilen, und befiehlt uns zu warten, bis die zween letzten Bände erschienen sind. Aber diese wollen wir nicht lesen, denn es ekelt uns vor der losen Speise von gekünstelter Empfindsamkeit, die im Grunde ohne Empfindung ist. Auch daß Proben im „Deutschen Merkur“ gestanden, kann das Urtheil nicht beirren u. s. w.“ Es ist zu vermuthen, daß diese Anzeige Justus Riedel (einst in Erfurt der Genosse Wieland's, seit Jahren in Wien) zum Verfasser hat. Gegen ihn wendet sich nun eine offenbar in ihren schwärmerischen Empfindungen verletzte Frau v. G. im Namen einer ganzen Gemeinde schöner Seelen.

Wir glauben der Beweise genug mitgetheilt zu haben dafür, daß in Wien in der That eine literarische Atmosphäre vorhanden war, daß man daselbst in einer fortgesetzten Fühlung mit den literarischen Ereignissen lebte.

Man rechne noch hinzu, daß auch auf dem Gebiete der Künste seit der Organisirung der Akademie und der Vereinigung der fünf Kunstschulen, über welche der Staatskanzler Kaunitz das Protectorat führte, in deren akademischem Rathe die hervorragendsten Männer Platz fanden, sich ein reges künstlerisches Leben entfaltete, zu dessen Ermunterung Preise

und Stipendien gestiftet waren. Der Herzog Albert von Sachsen begründete die in ihrer Art einzige Sammlung von Kupfern und Handzeichnungen (Albertina). Der Prinz Karl Joseph de Ligne wie Graf Fries förderten Kunst und Künstler in wahrhaft großartigem Maßstabe und Birkenstock begründete jene berühmte Sammlung, die, mit der Brentano'schen vereinigt, jenen kostbaren Kunstbesitz bildete, der vor kurzer Zeit in Frankfurt versteigert wurde.

Sonnenfels war der Secretär dieser Akademie, an welche Füger aus Würtemberg, Beyer aus Gotha und andere hervorragende Künstler und Gelehrte aus Deutschland berufen waren. Klotz, Riedel und andere Kunstkenner und Archäologen Deutschlands waren Ehrenmitglieder der Akademie, mit welcher eine Costümsammlung, eine Gypsgießerei u. s. w. verbunden waren. Freiherr von Sperges, der erste Beamte der Staatskanzlei, leitete die Verhandlungen mit Winckelmann, um diesen an Wien zu fesseln. Man weiß, mit welcher Auszeichnung Winckelmann in Wien schon 1768 aufgenommen wurde. Nach Winckelmann's Tode kam das Manuscript der Kunstgeschichte in den Besitz der Akademie, welche das Werk veröffentlichte. Im Jahre 1776 waren die beiden Quartbände vollendet, Graf Johann Fries trug die Kosten der Publication, Sonnenfels verfaßte die Widmung an den Protector Kaunitz. Wäre der Vorschlag des Staatsrathes Gebler ausgeführt worden, so wäre Lessing mit der Ausgabe von Winckelmann's unsterblichem Werke beauftragt worden. Allein die Aufgabe fiel bekanntlich Riedel zu. Aus der Ankündigung der Ausgabe vom August 1773 wird man nicht unschwer die aufrichtige Verehrung für Winckelmann erkennen, welche im verständnißvollen Wiener

Publicum herrschte und an welche sich der Herausgeber wandte. Riedel schreibt:

„Joh. Winckelmann hat Deutschland und Italien außer der betrübten Empfindung seines Verlustes, an welchem beide Nationen gleichen Antheil nahmen, ein beträchtliches Vermächtniß hinterlassen in seinen ausgearbeiteten Werken. Der wichtigste Artikel des Winckelmann'schen Nachlasses ist die Geschichte der Kunst des Alterthums, nicht etwa ein verbessertes Exemplar derjenigen, welche im Jahre 1764 zu Dresden gedruckt wurde, sondern ein ganz neues Werk, in welches der Verfasser nur Weniges aus seinem Buche aufgenommen hat, wie man etwa bei Erbauung eines neuen Tempels einige alte Steine braucht. Dieses Werk ist, wie es der selige Winckelmann hinterlassen hat, völlig zum Drucke fertig, sogar bis auf die kleinsten Erinnerungen, welche derselbe bei der Auflage wollte befolgt wissen. Seine Absicht war, vor dem Abdrucke des Originals eine französische Uebersetzung desselben zu veranstalten, theils um endlich einmal einen wichtigen Nutzen von seinen Arbeiten und Nachtwachen zu ziehen, theils um zu sorgen, daß diese zweite Kunstgeschichte nicht eben so wie die erste durch einen unwissenden Kunstdolmetscher geschändet würde.

Herr Toussaint hatte sich anheischig gemacht, diese ehrenvolle Mühewaltung mit dem Beistande der Herren Merian und Sulzer zu übernehmen, und der selige Mann fing bereits an sein Werk eigenhändig abzuschreiben, um dem Herrn Toussaint die Copie anzuvertrauen, als das ganze Vorhaben durch seinen jammervollen Tod, dessen Andenken wir ungern erneuern, unterbrochen wurde. Man ist gegenwärtig im Begriffe, von dieser neu ausgearbeiteten

Geschichte der Kunst mit Beifügung einiger anderer Stücke des Winckelmann'schen Nachlasses zur Ehre Deutschlands und der kaiserl. und königl. Akademie der Künste zu Wien eine Ausgabe zu bewerkstelligen, welche das beste Monument sein wird, was dem verewigten Manne gesetzt werden mag, dauerhafter als eine Bildsäule von Marmor. Um diese Unternehmung zu befördern, hat man den Weg der Subscription, jedoch ohne Vorausbezahlung, als den füglichsten und gemeinnützigsten erwählt. Denn da diese Impresa nicht die Sache eines Buchhändlers ist, welcher Vortheile sucht, sondern durch einen patriotischen Privatmann unterstützt wird, welcher lieber allenfalls selbst etwas verlieren, als das Publicum die Schriften unseres Originalgeistes verlieren lassen will; so wird man nicht auf's Ungefähr eine Menge Exemplarien abdrucken, um dieselben nach und nach kaufmännisch abzusetzen; sondern man kann und wird die Auflage nur so stark machen, als die Zahl der Kenner und Dilettanten ist, welche das Werk zu besitzen wünschen. Diese Nachricht an das Publicum ist also bestimmt, die Freunde der Kunst und des Geschmackes zu der Unterzeichnung einzuladen und zugleich ihnen mit wenigen Worten den Plan dieser Ausgabe des unsterblichen Werkes vorzuzeichnen." ...... *)

Ein seltenes Geschick vereinigte die größten Meister der Tonkunst in Oesterreich. Gluck feierte jener Zeit seine Triumphe und ganz Wien nahm daran wie an einer Landesangelegenheit Theil. 1775 ließ Riedel seine Schrift bei Trattnern „Ueber die Musik des R. v. Gluck" erscheinen. Sie enthält eine Schilderung des Lebens und der Entwicklung

*) „Real-Zeitung" vom Jahre 1773, S. 541.

des großen Tonsetzers, einen Bericht über die Schrift des damals berühmten Abbé d'Arnaud, ein Gespräch zwischen Lully, Rameau und Orpheus in den elysäischen Gefilden. Mit der größten Spannung verfolgt man in Wien die Schicksale Gluck's in Paris. Gluck weilt daselbst, um der Aufführung seiner Oper „Iphigenie in Aulis“ beizuwohnen. Zahlreiche und verschiedene Berichte gelangen nach Wien. Marie Antoinette tritt für ihren Landsmann demonstrativ ein. Während einer Vorstellung wendet Mr. Legros drei Verse, die er als Achill zu seinem Gefolge zu sagen hatte, auf die anwesende Königin an. Es ist die Stelle: chantes célébres votre Reine. Der Chor mußte die Stelle da capo singen und allgemeine Zurufe erhoben sich. Als Gluck aus dem Wettkampfe in Paris als Sieger heimkehrte, begrüßte ihn der junge Haschka in einer Ode, „Die Ehre der deutschen Tonkunst,“ gesungen im Frühling 1775 (Wien, bei Trattnern):

Stolz deines Vaterlandes, Bewund'rung
Des Auslands, fremder Könige goldener Wunsch,
Der deutschen Kaiserkrone Kleinod,
Welche dein deutscheres Herz selbst auskor,
Willkommen von der Seine Gestaden her,
Du Sohn des Wohllauts, Meister der Saitenkunst,
Du mächtiger und unerreichter
Ohrenbezauberer, Herzensschmelzer,
Willkommen uns'rer Donau, willkommen, Gluck,
Mit regem Werthgefühle begrüßet dich
Ein Herz, Ein Mund und Eine Hand
Die Kaiserstadt, Einziger! Dich und — ihren.
Er fahre fort sich den Musen zu weihen und
Wir haben einst einen Barden mehr!

Damals dirigirte Haydn, in Diensten des Fürsten Eßterházy, Symphonien; schon hatte der junge Mozart in

Wien Triumphe gefeiert. Er begeisterte dann im österreichischen Italien die Südländer, bis er dann wenige Jahre später dauernd in Wien bleibt.

So war das geistige Leben, Denken und Empfinden Wiens vor und in der Zeit, da Goethe's Werther erschien, und die Frage beantwortet sich wohl von selbst, ob eine Bevölkerung, die einen so lebhaften Antheil nahm an allen Bestrebungen der Künste, gerade an diesem einen Werke der Kunst unbetheiligt geblieben sei, das alle Welt in stürmische Bewegung brachte?!

*
* *

Es ist nun Zeit, zu den positiven Beweisen für das Bekanntsein und die Verbreitung Werther's in Wien überzugehen. Der Roman war ein künstlerisches Ereigniß und ist auch in Wien als solches betrachtet worden. Er war ein Ereigniß für die Gemüthswelt. Er hatte endlich auch ein actuelles Interesse, das ihn zum sensationellen Ereigniß machte; denn er hing bekanntlich auf das Innigste mit der Katastrophe Jerusalem's zusammen, über dessen Selbstmord man in Wiener Journalen jener Zeit berichtet. Jerusalem, der Freund Lessing's, fand durch sein Schicksal, sowie auch als Sohn eines weit bekannten und berühmten Mannes, allgemeine Theilnahme. Des Vaters Jerusalem's Schriften werden in Wiener Zeitungen fortgesetzt durch eine Reihe von Jahren angekündigt und gepriesen, und später finden die kleinen philosophischen Abhandlungen des unglücklichen jungen Mannes große Beachtung.

Sollte vielleicht der heitere Charakter Wiens ein Hinderniß für die Verbreitung rührender literarischer Producte gewesen sein? Keineswegs! Man war in Wien, wo Gellert

eine so allgemeine Verbreitung hatte, schon lange durch die „schwedische Gräfin" für Werther vorbereitet. Die Tugendromane „Pamela", „Clarissa" und „Grandison" wurden verschlungen, Fielding's „Tom Jones" fand allgemeine Verbreitung, Goldsmith's „Vicar" (1769) wurde begierig gelesen. Die genannten Romane fanden sich in jeder Familie, wurden in Zeitschriften besprochen, dramatisirt auf die Bühne gebracht und ihre Figuren beherrschten die Wiener Bühne durch einige Jahre. Man war auch in Wien in rührseliger Stimmung. Man hatte auch hier moralische Wochenschriften, Tugendromane und Rührkomödien und die Geschmacksrichter hatten alle Noth, fortgesetzt gegen das Ueberwuchern des Geschmackes an dem Larmoyanten zu eifern. Schon 1776 klagen Wiener Kunstrichter über das Einerlei der Rührstücke: „Heutigen Tages" — schreibt einer derselben der „Real-Zeitung" (S. 351, Jahrg. 1776) — „haben sich viele unserer Dichter der Kunst zu rühren bestrebet. Sie wissen, daß es nur wenig Menschen gegeben ist, an Wahrheit, Vollkommenheit und Größe Nahrung für den Geist oder für das Herz zu finden, daß sie aber mehrere in dem Rührenden finden. Dazu kömmt noch, daß, wie Sulzer sagt, das Rührende am leichtesten zu erreichen ist und daß auch mittelmäßige Künstler darinnen glücklich sein können." In einer langen Abhandlung wird gegen das Rührende losgezogen, „das nicht eben die schätzbarste Art des Stoffes zu Werken der schönen Kunst ist." Es wird dann eingehend gezeigt, wie die Romanschreiber ihre Werke „mit dem Rührenden am weitesten in das Publicum verbreiten". . . . . „Es ist leichter die Menschen zu verzärteln, als ihnen überlegende Vernunft, Stärke des Geistes, Standhaftigkeit und Größe einzuflößen. Darum

ist es nicht gut, wenn der Geschmack am Rührenden so die Oberhand gewinnt (wie in Wien), daß er beinahe ein ausschließendes Recht bekommt."

So geschrieben in Wien im Mai 1776. Und Werther? Der „Deutsche Merkur" (Nr. 6 vom Juni 1775) brachte ein Gedicht: „Lotte bei Werther's Grabe." Bei dieser Gelegenheit erinnerte die „Real-Zeitung" daran, daß man die Leiden des jungen Werther's kenne. So möge man auch dieses Gedicht kennen lernen, „es werde Alle rühren, die kein Herz von Pantoffelholz haben und Verehrer von Werther sind." Waren nun alle Vorläufer von Werther in Wien bekannt, so war es ja gewiß auch Werther. Goethe selbst sagt in seiner Autobiographie: „Schon die Richardson'schen Romane hatten die bürgerliche Welt auf eine zartere Sittlichkeit aufmerksam gemacht. Die strengen und unausbleiblichen Folgen eines Fehltrittes waren in der „Clarisse" auf eine grausame Weise zergliedert. Lessing's „Miß Sara Sampson" behandelt dasselbe Thema. Nun ließ „Der Kaufmann von London" einen verführten Jüngling in der schrecklichsten Lage sehen. Die französischen Dramen hatten denselben Zweck, verfuhren aber mäßiger und wußten durch Vermittlung am Ende zu gefallen. Diderot's „Hausvater", „Der ehrliche Verbrecher," „Der Essighändler," „Der Philosoph ohne es zu wissen," „Eugenie" und mehr dergleichen Werke waren dem ehrbaren Bürger- und Familiensinn gemäß, der immer mehr obzuwalten anfing. „Der Minister," „Clementine" und die übrigen Gebler'schen Stücke . . . alle brachten den Werth des mittleren, ja des unteren Standes zu einer gemüthlichen Anschauung und entzückten das große Publicum."

Nun, alle die aufgeführten Kunstwerke hatten in Wien einen ungeheueren Erfolg, wurden daselbst unausgesetzt gefeiert — „Der Hausvater" z. B. wurde bei Lessing's Anwesenheit ihm zu Ehren aufgeführt — oder hatten in Wien ihre Entstehung und von da erst ihre Verbreitung über Deutschland gefunden. Wenn Goethe die Gebler'schen Stücke geradezu als Vorläufer Werther's und Vorbereiter der Werther-Stimmung bezeichnet, so verdient es wohl angemerkt zu werden, daß Gebler (gest. zu Wien 9. October 1786) ein hoher österreichischer Staatsbeamter gewesen. Er war seit 1762 Hofrath bei der böhmischen Hofkanzlei, wurde später Mitglied des Staatsrathes, wirklicher Geheimer Rath und Vice-Kanzler der Hofkanzlei (jetzt Ministerium des Innern). Dieser bedeutende Staatsmann war ein fruchtbarer Dichter, nahm einen fördernden Einfluß auf den Geschmack und die Hebung der Bühne in Wien und stand in den lebhaftesten Beziehungen zu den Dichtern, Gelehrten und Künstlern in Deutschland, wie er ja auch als Freund Lessing's uns bekannt ist.*)

Vor Allem müßte zuerst bewiesen werden, daß die Wiener Gesellschaft sich auch gegen Rousseau's „Neue Héloise" gleichgiltig verhalten habe. Aber das volle Gegentheil ist die Wahrheit. Rousseau ergriff die Gemüther der Wiener ganz gewaltig und zwar nicht blos durch die Sprache, die 13 Jahre vor Werther noch vorherrschend war, nicht blos durch seine Persönlichkeit, die einem Theil der Aristokratie wohlbekannt

*) „Des Freiherrn v. Gebler theatralische Werke." Prag und Dresden 1772 und 1773. Vgl. ferner Gervinus, „Gesch. d. d. Dichtg.," Leipzig 1853, IV. Bd., S. 349—355.

war (Rousseau war eine Zeitlang Secretär bei Kaunitz), sondern gerade durch den Stoff und die in dem Kunstwerke zu Tage tretenden Grundsätze. Gerade die Natürlichkeit und Ungezwungenheit des Wieners, die Lebhaftigkeit des Naturells begegneten sich mit den Eigenschaften des Rousseau'schen Helden Saint Preux auf natürliche Weise. Rousseau's Evangelium von der Gleichheit der Stände, sein Kampf gegen das Conventionelle stimmten ganz vorzüglich zu der immer lauter werdenden Opposition gegen die Privilegien des Adels, mit welchen die Staatsgewalt im Zeitalter Maria Theresias und Josephs im Kampfe lag, als sie dem Geist der Zeit folgend das provinciale Ständewesen brechen und den centralisirten, aufgeklärten Absolutismus begründen wollte. Die Wiener Aufklärer, Sonnenfels voran, führten diesen Kampf auch in Zeitschriften und Broschüren, von höchster Stelle begünstigt, mit Ausdauer fort, und Staatsrath Gebler ist beispielsweise auch ein solcher Apostel der schon von Maria Theresia angestrebten „gottgefälligen Gleichheit der Unterthanen".

Die Opposition gegen die hohle Galanterie, die aus Rousseau's Kunstwerke spricht, fand gewiß ein lebhaftes Echo in der Wiener Gesellschaft. So weit man Seelenstimmungen einer Gesellschaft aus ferner Zeit errathen kann, läßt sich das wohl behaupten. Saint Preux und Julie sind nicht von gleichem Stande, sie die Tochter eines vornehmen Mannes, er ein Plebejer. Wie oft mag sich der Fall in der Wirklichkeit zugetragen haben, eines Liebesverhältnisses zwischen adeligen und bürgerlichen Elementen, wo die Neigung mit den Standesvorurtheilen in Conflict geräth! In der Hauptstadt des römisch-deutschen Reiches, dem Sitze

einer überaus zahlreichen Aristokratie, von deutschen Edelleuten, Reichsrittern, Freiherren, Grafen und Fürsten, „Cavalieren“ jeglichen Ranges, böhmischen, ungarischen, wallonischen, spanischen, italienischen Stammes, die gleichwohl alle die Sprache des Hofes, die deutsche, sprachen, nirgends mehr als in Wien mußte man täglich und stündlich an das Kastenbewußtsein gemahnt werden, nirgends mußte das Streben lebhafter sein, sich emporzuarbeiten zur Höhe dieser Gesellschaft, und im Werther klingt ganz derselbe Accord an!

Bei der Begegnung Goethe's mit Napoleon hatte ja bekanntlich dieser dem Dichter einen Vorwurf daraus gemacht, die Liebesgeschichte mit der socialen Frage verknüpft zu haben.

Was herrschte ferner in Rousseau wie im Werther gleich vor? Der Ausdruck der Liebe zur Natur. Der Dichter hat den Beginn seines Romanes Werther in den Monat Mai verlegt, dessen erster Tag damals wie heute von Jung und Alt in Wien als ein Festtag begangen wird. Werther schwelgt in der Betrachtung der Natur: Wo in aller Welt ist man seit jeher begeisterter für die Herrlichkeiten der Natur als in Wien, in dessen Gassen so zu sagen der Wald hineinschaut, das zu Werther's Zeit noch in seinem Weichbilde fast bei jedem Hause einen Garten zeigte, von dessen Straßen man die schönen Züge der Gebirge erblickte, in dessen Umgebung das Volk sonntäglich schaarenweise zog, um dort den rothen oder goldigen Wein zu genießen. Werther schwärmt für „gemüthlich harmlose Volksnatur“. Er stellt sich uns dar als den Schätzer „sinnlicher Elemente“.

Nun damit war er gewiß den Wienern nicht fremd, sondern eine verwandte Natur.

Mit Recht weist E. du Bois-Reymond in seinem akademischen Vortrage „Friedlich II. und Jean Jacques Rousseau“ auf die „unermeßliche Wirkung“ hin, die Rousseau auf Deutschland übte.

Die Sturm- und Drangperiode ist von ihm beeinflußt. Goethe erzählt, daß „Emile“ das Haupt- und Grundbuch Klinger's war. Kaum gäbe es ohne Héloise einen Werther, und Morley meint, Werther würde nicht Lotten beim Brodschneiden für die Kinder getroffen haben, hätte nicht Saint Preux Madame de Wolmar zu einem ländlichen Male begleitet, bei welchem sie ihre Kinder mit Kuchen und Milch bewirthet. Wie Julie ihren Geliebten, so warnt Lotte Werthern vor zu vielem Weingenusse. Die Frage des Selbstmordes wird in der Héloise erwogen; Goethe selber vergleicht sich mit Saint Preux bei Schilderung seines Verhältnisses zu Lotte. — So nahe stehen sich die beiden Kunstwerke, und dort, wo man für Rousseau schwärmte, konnte man für Werther nicht gleichgiltig bleiben. Aber kaum irgendwo in Deutschland war Rousseau populärer als in Wien, wo, nachdem die Erzählung von der neuen Héloise in alle Kreise gedrungen war, Heufeld, ein Talent für Bühnendichtung, die Popularität des Rousseau'schen Stoffes für sich benutzte. Lessing schreibt in der „Hamburgischen Dramaturgie“: „Den vierten Abend (Montag den 27. April 1767) ward ein neues deutsches Original, betitelt „Julie, oder Wettstreit der Pflicht und Liebe“ aufgeführt. Es hat den Herrn Heufeld zum Verfasser ꝛc.“

Lessing kritisirt nun mit Schärfe das Stück des Wiener Autors und bedauert, daß dieser seinen Rousseau's neuer Héloise entlehnten Stoff nicht nach den Bemerkungen Mendelssohn's behandelt habe. Lessing tadelt Vieles, lobt hingegen das vom Roman abweichende Ende der Handlung rc. *) Derselbe Heufeld hatte auch Tom Jones auf die Bühne gebracht und auch diesen rührenden Roman dramatisirt, lange noch vor der eigentlichen Werther-Epoche.

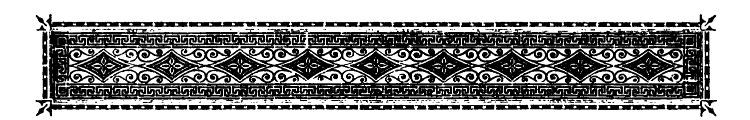
Man darf demnach wohl sagen: Werther war Gemeingut der Wiener Bevölkerung, man litt mit ihm, man seufzte mit ihm, man schwärmte mit ihm für die Natur, man theilte seine Ansichten über Standesvorurtheile u. s. w. Aber es gab inmitten dieser großen Gemeinde noch eine kleine Gemeinde, die sich Werthern engverwandt fühlte, und diese bestand aus den Ossian-Verehrern, die in Wien zahlreich waren und die in Denis ihr Haupt hatten. „Ossian hat in seinem Herzen den Homer verdrängt,“ heißt es von Werther. Ossian war der Abgott aller empfindenden Seelen, ihm schrieb man die zur Mode gewordene selbstquälerische Stimmung auf die Rechnung. Und Goethe gibt als Ursache der empfindsamen Gemüthsverfassung der damaligen Gesellschaft die Beschäftigung mit der Poesie Ossian's an. Der caledonische Barde war ein Gegenstand der Begeisterung des deutschen Volkes geworden, und die Bekanntschaft desselben hatte das deutsche Volk einem Wiener zu danken, dem Dichter „Michael Denis“ („Sined der Barde“). Er bahnte Ossian den Weg in das Herz des deutschen Volkes, als 1768 zur allgemeinen Ueberraschung die Uebersetzung der fabelhaften Gesänge

*) Vergl. Werke Bd. 12 der Lachmann'schen Ausg. S. 38—43.

von Wien aus ihren Weg in die Oeffentlichkeit nahm. Bald darauf machte Herder durch die Beurtheilung von Denis' Ossian die literarische Welt auf diese Leistung aufmerksam.

Wie bezeichnend, daß, je mehr sich Werther's Seele verdüstert, der traurige Ossian den Homer verdrängt. Werther fühlt sich in der schaurigen Welt heimisch, wo der Sturmwind über die Haide fährt, die Leichen der Helden ruhen, die Geister der Gefallenen auf Nebeln im dämmerigen Mondeslicht sich erheben. Werther ist ganz ergriffen von dem Bilde des greisen blinden Sängers selbst, des großen Sohnes Fingals. Werther liest Lotten aus dem Ossian vor. Die Worte Ossian's: „Der Wanderer wird kommen" sind aus Ossian's letztem Liede, das jener Zeit in Denis' Uebertragung einen Weltruf hatte und in Jedermanns Munde war. Als Werther's Entschluß feststeht, sich Lotten zu Liebe opfern zu wollen, will er sie doch noch einmal sehen... Ueber seine Ankunft geräth sie in ängstliche Bestürzung. Um ihre Fassung zu erhalten, bittet sie ihn, aus der Schublade die Uebersetzung der Gesänge Ossian's zu holen. So ist der ehrliche Pater Denis hier Zeuge und mithandelnd in der gewaltigen Scene der beiden Liebenden .... Werther liest ihr die „Lieder von Selma", die Klagen Minonens, der Schwester Morars, der Tochter des Königs Torman, welche sie in Fingalshalle zum Ruhme frühgeschiedener tapferer Jünglinge und von Helden umworbener Mädchen singen. Mit Wehmuth liest Werther. Als er endlich die Klage des alten Armin um die verlorenen Kinder liest, wird Lotte und dadurch wiederum Werther vom Gefühl überwältigt. Lotte sieht seinen Schmerz, will sich

entfernen und erinnert sich ihrer Pflicht. Doch hat sie nicht die Kraft Werthern zu verlassen und bittet ihn, das Lesen wieder aufzunehmen. Von der Dichtung hingerissen stürzt Werther zu Lottens Füßen, er zieht sie an sich; ein Augenblick vereinigt sie, aber Lotte kommt zu sich, wird ihrer Pflicht inne und stößt Werther von sich. — So spielt denn Ossian in dem ganzen Liebesdrama mit und beherrscht die Stimmung der beiden Liebenden.



II.

Werther war also den Wienern keine fremde Erscheinung, er war in Wien allgemein verbreitet, die Buchhandlungen kündigten ihn an bei seinem Erscheinen, beim Eintreffen neuer Exemplare, und seine Uebersetzungen in fremde Sprachen wurden angekündigt, vorgeführt und beurtheilt. Er hatte in Wien Freunde und Gegner. In den einsamen Praterauen, in den zahlreichen Gärten, auf den Pfaden des Wienerwaldes seufzte man mit Werther und Lotte und man wird auch in Wien in den Taschen manches Selbstmörders ein abgenütztes Exemplar der Leiden des jungen Werther's gefunden haben. In Wort und Bild waren Werther und Lotte die Helden des Tages. Die bildlichen Darstellungen von Chodowiecki und Crusius werden in Wien angekündigt und ausgestellt. Werther und Lotte erscheinen in jeder Art bildlicher Darstellung als Typen, die Jedermann geläufig waren. Die größte Volksthümlichkeit genoß der Illustrator von Werther's Leiden und Freuden, Chodowiecki. Als 1781 die dritte Ausgabe seiner Bilderakademie für die Jugend erschien — zunächst doch ein Lehrmittel für die Berliner Schüler — kündigte

sofort die Weingand'sche Buchhandlung das Eintreffen derselben in ihrer Kunsthandlung am Graben (Wien) an. Aber sofort erscheinen auch die anderen Buchhändler und Kunstverleger und „Lucas Hochenleither, bürgerlicher Kunsthändler am Kohlmarkt, dem grünen Faßl gegenüber" bietet stets die Werther-Illustrationen als neuesten Kunstartikel aus.

Werther und Lotte stellten sich in den Schaufenstern der Firma Artaria & Comp. in dem „Gewölbe am Kohlmarkt der Michaelerkirche gegenüber" „für Kunstliebhaber und fühlbare Seelen" vor. Chr. Toricella, „Kunst-, Kupferstich- und Musikalien-Verleger" (in der Herrengasse), der das größte Lager englischer und französischer Kupferstiche hielt, kündigte die Chodowiecki'schen Illustrationen an. Daneben gab es auch andere Darstellungen Werther's und Lotte's, „nach dem neuesten Geschmack illuminirt," zu sehen. Glaubwürdigen Zeugnissen zufolge wurden Werther und Lotte in volksmäßigen Liedern in Kneipen und auf Jahrmärkten vorgeführt und ihre Liebesgeschichte erregte das Interesse der Menge.

Wenn irgend etwas gefehlt hätte, Werther dauernd in der Erinnerung zu erhalten, so waren es die zahlreichen Nachahmungen, welche Werther gefunden. Sie alle nahmen ihren Weg nach Wien. Unter diesen Nachahmungen hatte „Sigwart, eine Klostergeschichte" (3 Theile mit Kupfern, Leipzig 1777), das Werk des Pfarrers Miller in Ulm, den größten Erfolg. Zahllos sind die Beweise für die Verbreitung dieses seiner Zeit übermäßig bewunderten Romanes in Oesterreich. Mit Ulm, der Donaustadt, das an der damaligen Hauptverkehrsader lag, hatte Wien den lebhaftesten Verkehr. Nirgends hatte die Klostergeschichte Sigwart ein lebhafteres

Echo gefunden als in Wien, wo damals der Staat seinen Kampf gegen die Kirche führte, sowohl von den Lehrkanzeln aus (Martini, Riegger, Sonnenfels), als auch von der Staatskanzlei (Kaunitz und sein Kreis), wo die Gesetzgebung die Befugnisse der Oberen der Klöster einschränkte, gegen die Verschleppung der Gelder aus den Klöstern nach Rom eiferte, die Mendicantenklöster beschränkte, die Priesterhäuser durch staatliche Organe visitirte, die geistliche Gerichtsbarkeit beseitigte, die Klosterkerker geöffnet hatte.

Damals thaten sich in Wien die Freimaurerlogen auf, der Rationalismus machte sich breite Bahn, die Popularphilosophie Garve's und Mendelssohn's hatte zahlreiche Verehrer und eine Flut von Flugschriften gegen das Mönchthum brach herein; die Satire, die Rache unterdrückter Volksmeinungen, wandte ihren Stachel gegen das Mönchsleben — es war, als setzte der Volksgeist dort an, wo die Gegenreformation die Culturarbeit unterbrochen und die Schranken aufgerichtet hatte, welche zwei Jahrhunderte die geistige Verbindung Deutschlands und Oesterreichs hemmten. Es kam zur ausgelassensten Verspottung der Mönche, zur Geißelung mit allerlei Nuditäten, zur schamlos cynischen Satire, die in Born's Monachologie ihren bezeichnenden und schärfsten Ausdruck fand. In die Werther-Stimmung hinein kam nun Sigwart's Klostergeschichte.

Sigwart, der Sohn eines katholischen Amtmannes im südlichen Deutschland, wird als Knabe von dem Eindrucke, den ein Kapuzinerkloster und darin der Pater Anton auf ihn machten, so ergriffen, daß er entschlossen ist Mönch zu werden. Auf der Universität zu Ingolstadt lernte er Marianne Fischer kennen (die Tochter eines Hofrathes); der Gedanke

an das Kloster schwindet. Fischer duldet nicht die Verbindung, will Mariannen zu einer anderen Ehe zwingen und bringt sie, da sie seinem Willen nicht gehorcht, in ein Kloster, Sigwart versucht vergeblich sie vor dem Vater zu retten. Nun geht auch er in ein Kloster, hängt „stundenlang mit den Augen am stillen Monde“. Einmal wird der verliebte Kapuziner zu einer sterbenden Nonne gerufen: es ist Marianne, die in seinen Armen ihr Leben aushaucht.

Nun siecht Sigwart dahin. Eines Tages lag der edle Jüngling „erstarrt und todt im blassen Mondesschein auf dem Grabe seines Mädchens“. — So berichtet ein Wiener Journal nach dem Erscheinen Sigwart's über den Inhalt des Romanes.

Den todten Sigwart sah man auf den Chodowiecki'schen Kupfern vor den Schaufenstern der zahlreichen Buchhandlungen. Empfindsame Jünglinge und Mädchen verschlangen gierig diese traurige Geschichte, gedachten vielleicht dabei ähnlicher Fälle und ihre Phantasie unterschob den Typen bekannte Gestalten aus Männer- und Nonnenklöstern. Zahlreiche Klosterromane mit österreichischem Schauplatze erschienen nun. Man weinte dem unglücklichen Sigwart wie seinem Vorgänger, dem Selbstmörder Werther, Thränen nach; denn „beide gingen in das Land, wo gekränkte Zärtlichkeit und Menschheit keine Thränen mehr vergießen“. Sigwart war der Held des Tages, aber er konnte und wollte auch gar nicht Werthern aus dem Gedächtniß verdrängen. Im Gegentheil, sein Autor berief sich auf Werther und wollte dem Selbstmörder gegenüber ja „das Bild einer tugendhaften Liebe“ darstellen. Sigwart diente nur dazu, die Werther-Geschichte in Erinnerung zu erhalten. Ihre

Wirkung war tief und auf Jahre hinaus in Wien nachhaltig.

Das „Werther-Fieber“ herrschte in Wien noch Jahre lang und gab Anlaß zu einem diese Stimmung treffenden Stücke. „Werther-Fieber“ betitelt sich ein Schauspiel in fünf Aufzügen von Leop. Al. Hofmann, dem Aufklärer, Exjesuiten (später als Gegner der Freimaurer viel verrufen): („Werther-Fieber,“ ein Schauspiel in fünf Aufzügen. Wien 1785, zu finden beim Logenmeister bei dem k. k. Theater, 125 S. in 8.) Es behandelt die unglückliche Liebe eines Herrn v. Linden, der sich mit Selbstmordgedanken trägt. Zum Schluß hält der Landesvater — das Stück spielt in einer kleinen deutschen Residenz — folgenden Sermon: „Es ist ein Jammer mit Euch jungen Leuten! Die unglückselige Geniesucht, all' der abgeschmackte Sturm und Drang wirbelt Eure Köpfe toll. Das elende Empfindsamkeitsfieber richtet Euren gesunden Menschenverstand zu Grunde. Es soll von nun an streng auf Zucht in meinem Lande gesehen werden. Ich rathe es allen den superempfindsamen Dichterlingen, dem Werther-Volk, ihr Unwesen bei mir bleiben zu lassen.“*) Nun, hier spricht ein Wiener Autor von einer Wiener Bühne zum Wiener Publicum. Wen mochte der Autor treffen wollen? Doch nur die Wiener und ihre schon so lange Zeit anhaltende Werther-Stimmung. Das Stück wurde zum ersten Male aufgeführt am 24. September 1785.

Ueberall, wo von Werther, seiner Verbreitung, seiner Wirkung auf die Gemüther die Rede ist, wird auch von

*) Vergleiche Appel, „Werther“ S. 175, und Wlassak, „Chronik des k. k. Hofburgtheaters,“ Wien, Rosner 1876.

einer Bänkelsänger-Travestie gesprochen, die überall verbreitet wie eine Mordgeschichte abgesungen worden sein soll. Appel in seinem bekannten verdienstvollen Buche meldet: „Man hat selbst noch eine Bänkelsänger-Travestie in bester Form, die 1775 zum Verkauf ausgeboten und von Hausirern herumgetragen wurde und zwar unter folgendem Titel: „Eine entsetzliche Mordgeschichte von dem jungen Werther, wie sich derselbe den 21. December durch einen Pistolenschuß eigenmächtig um's Leben gebracht, allen jungen Leuten zur Warnung in ein Lied gebracht, auch den Alten fast nützlich zu lesen. Im Ton: Hört zu, Ihr liebe Christen. Das Stück kostet 2 kr.; ist ja nur ein geringes Geld o. u. J. 14. S. in 8."

Appel sagt, es sei 1775 zum Verkaufe ausgeboten und von Hausirern herumgetragen worden, damit ist schon gesagt, daß, da dieser Druck in Oesterreich entstanden, auch Werther in Oesterreich sehr bekannt gewesen sein muß. Appel kennt eben Ort und Zeit des Erscheinens des ersten Druckes nicht. Hier hilft uns nun der gelehrte Meusel aus, Hofrath und Professor an der Universität zu Erlangen, der intimste Freund und Biograph Bretschneider's, des Autors des Bänkelsanges. Er citirt die Schrift nach dem Original, das ihm, von Bretschneider seiner Zeit übersandt, vorgelegen mit der Jahreszahl 1774. 8. *)

Da Werther im October zur Michaeli-Messe erschien, so ist seine beste Travestie unmittelbar darnach erschienen, und jedenfalls schon 1775 neu aufgelegt worden. Im

*) Vergleiche Meusel, „Vermischte Nachrichten und Bemerkungen historischen und literarischen Inhalts. Theils selbst verfaßt, theils herausgegeben." Erlangen 1816. J. J. Palm und Ernst Enke.

Jahre 1776 erschien dieselbe Travestie unter dem Titel: „Mordgeschichte des jungen Werther's, Romanze o. O. 1776 in 8." Alles spricht dafür, daß auch schon der erste Druck in Wien erschienen ist, da Bretschneider zu derselben Zeit seine Schrift „Die Religion mit philosophischen Augen betrachtet, Wien 1774. 8." dort herausgab. Im Jahre 1777, wo das Bänkelsängerlied wiederholt gedruckt erschien, kam auch seine „Rede am Namenstage der Kaiserin, Königin Maria Theresia, Wien 1777. Fol." heraus. Um diese Zeit stand übrigens Bretschneider schon definitiv in österreichischen Diensten. 1779 und 1780 veröffentlichte Bretschneider einige Reden aus dem Lateinischen, 1780 eine anziehende Beschreibung der Einrichtung der von Tyrnau nach Ofen verlegten Universität, deren Bibliothekar er war. Bretschneider hat also in der Werther-Sigwart-Epoche in Oesterreich gelebt und gewirkt. Gewiß aber ist der Druck aus dem Jahre 1778 in Wien erschienen (Appel u. A. unbekannt): „Werther's Leiden, eine wahrhafte Mordgeschichte, die sich den 21. December 1772 zugetragen." Wien bei Jos. Kuhn, auf die Melodie des Sigwart's in ein Lied gebracht. (Im Besitze der Hofbibliothek in Wien.)

Das Titelbild zeigt uns ein Himmelbett, darauf ausgestreckt Werther, dessen Hand die Pistole entfallen ist. Es ist ganz dasselbe Lied, welches schon 1774 und die folgenden Jahre die Menge entzückte, welches Appel in seinem Buche mittheilt, welches Meusel am angezeigten Orte als Bretschneider's Machwerk bezeichnet und dabei die Anmerkung macht: „Unter der zahllosen Schaar guter und schlechter Schriften darüber noch eines der besten. Es ist ein drolliges Schlemperlied, worin dem Verfasser der wahre Bänkel-

sängerton vortrefflich gelungen ist.“ Die Nach-Sigwart'sche Ausgabe ist um einige Strophen vermehrt, die wir in der Anmerkung*) anführen wollen. In den früheren Drucken weisen an der Seite der Strophen vorkommende Zahlen auf die Werther-Originalgeschichte und die betreffenden Seitenzahlen darin hin, so daß der Leser offenbar auf die Parallele mit Goethe verwiesen wird.

Wer bei Appel das Bänkelsängerlied, dessen Reproduction wir aus Rücksichten für den Raum unterlassen, liest, wird beurtheilen können, wie sich Bretschneider zu dem Originale stellt. Die unten mitgetheilten Warnungsrufe an die empfindsame Jugend sind nicht gerade Anti-Goethe'sch. Im Gegentheile: als Goethe sah, welche Verheerung sein Werther angerichtet, fügte er, selbst sich befreit fühlend und nun ganz objectiv geworden, der zweiten Auflage diese Verse hinzu:

„Du beweinst, Du liebst ihn, liebe Seele,
Rettest sein Gedächtniß von der Schmach;
Sieh, Dir winkt sein Geist aus seiner Höhle:
Sei ein Mann und folge mir nicht nach!“

---

*) Besorge Deine Seele,
Verlach' den Liebesgott;
Der Schöpfer auf der Stelle
Den Selbstmord Dir verbot.

Will Dich die Lieb' bethören,
Wie's Werther hat gethan,
Durchlese Goethe's Lehren,
So schrieb er, dieser Mann.

Hört mich, Ihr zarten Mädchen!
Die Ihr den Helden rühmt;
Brünette! Lois und Kätchen!
Euch ist die Lehr' bestimmt.

Aus Liebe sich erschießen —
Dies thut ja nur ein Thor,
Doch laßt Euch's nicht verdrießen,
So sag' ich euch in's Ohr. —

Was hat er itzt, der Mörder,
Was nützt ihn seine Lieb?
Bedaure ihn, den Werther!
Und flieh' dergleichen Trieb!

An die Verse Goethe's schließt sich Einleitung und Schlußruf der Travestie an.

Appel gibt an, es hätte der Verfasser dieser Knittelverse dieselben in der That für einen Bänkelsänger „Martin König“ geschrieben. Der Churbrandenburgische Legationssecretär Gans in Wetzlar habe König an Bretschneider gewiesen. „Und so wurde — sagt Appel — das Lied sicherlich (?) auch auf Messen und Märkten unter den begleitenden Tönen des Leierkastens zum warnenden Exempel abgesungen wie eine echte Mordgeschichte.“ Möglich, daß sich die Dinge so verhalten, uns scheint die ganze Travestie zu sehr literarischer Scherz zu sein. Auch bietet Bretschneider's Lebensgeschichte wenig Anhaltspunkte dafür. Bretschneider war der intimste Freund Nicolai's. Seine Stellung in der Literatur, seine literarischen Verbindungen, sein nüchterner Rationalismus und die Opposition, welche Werther im Kreise der Nicolaiten fand — Alles dies — läßt uns vermuthen, daß es sich hier nicht um einen harmlosen Scherz gehandelt, daß nicht müßige Laune dieses Bänkelsängerlied geschaffen. Bretschneider war Hauptmitarbeiter an der deutschen Bibliothek, ganz und gar Gesinnungsgenosse Nicolai's. Seine Hauptwerke, wie der Sittenroman „Georg Waller's Leben“, sind bei Nicolai erschienen, an Nicolai sind seine Reisebriefe gerichtet, mit Nicolai theilte er die Thätigkeit in der damaligen Freimaurerbewegung, beide haben dieselben Neigungen und Abneigungen als Gegner des sentimentalen, subjectiven Elementes in der Literatur, als strenge Rationalisten, und so nehmen sie denn auch dieselbe Stellung gegen Goethe's Werther ein, den sie beide in verschiedenen Formen, aber im selben Stile angreifen. Und beider Thätig-

keit bewirkte nur, daß Werther's Popularität immer größer wurde, so wie heute eine parodistische Darstellung den Reiz des Originals erhöht.

Ein Wieland-Jünger, ein in Wien und auch in Deutschland seiner Zeit genannter Dichter, Joseph Franz Ratschky, dichtet im Mai 1778: An meinen kranken Freund Leon: —*)

„Du dauerst mich, o armer Patient;
Indessen wir, das blaue Firmament
Ob unserem Haupt, im grünen Prater sitzen,
Mußt Du daheim im warmen Pfühle schwitzen.
Statt Deinem Goeth' und Bürger liegt ein Wisch
Von Recipe auf einem Nebentisch.
Statt Lotten sitzt mit einer Staatsperrücke
Voll Gravität der Arzt Dir am Genicke."

Und Alxinger, der Dichter des „Doolin von Mainz", der „Bliomberis" dichtet:

(Auf Werther's Grab in einem engl. Garten gesetzt.)

O laßt es Werther's Grab, Ihr weich geschaff'nen Seelen!
An kleinen Blumen nie und nie an Thränen fehlen.
Du aber, kalter Christ! vergönn' ihm diese Ruh'!
Gott (beug' das Knie, u. schweig'!) Gott richtet nicht wie Du. *)

Längst war die Werther-Epoche überholt; längst hatte der Genius deutscher Dichtkunst andere Bahnen eingeschlagen, die deutsche Volksseele hatte das Stadium der Sentimentalität hinter sich und die Geister erstarkten an der kritischen Philosophie, die wohlthätig die Dichtung der Classiker beeinflußte. Da schwärmt noch in Oesterreich der Dramaturge

*) Vergl. Gedichte, Wien Rud. Gräffer 1785.

**) (Alxinger's sämmtl. poet. Schriften, Leipzig 1784.)

Schinck und am meisten und am ausführlichsten Ayrenhoff von Werther und Lotte und der Dichtung, deren Helden sie waren. In Erinnerung an die volksthümlichsten dichterischen Gestalten führt Blumauer 1790, fast zwanzig Jahre nach Werther's Erscheinen, die Verlassene in seiner travestirten Aeneide mit den Worten vor:

„Da sitzt sie schon, die arme Frau,
Und liest in Werther's Leiden.“

Und Chodowiecki illustrirt die Unglückliche im Kupferstiche als eine Dame, in der Sophaecke sitzend, mit aufgeschlagenem Buche in der Hand, schmachtenden Blickes den Ellenbogen aufgestützt. *)

In Mailand, der Hauptstadt des österreichischen Italiens, wo eine italienische Uebersetzung des Werther erschien, ließ der Bischof nach dem Berichte der Frau Rath Goethe durch die Geistlichen in den Gemeinden das Buch aufkaufen. Man mag daraus ersehen, daß der Werther nicht blos im ganzen deutschen Oesterreich, sondern auch im österreichischen Italien viel verbreitet war und daß zu seiner Unterdrückung es sich die katholische Geistlichkeit in der Lombardei ein gutes Stück Geld kosten lassen mußte, um den Werther zu verdrängen.

* * *

War nun Werther bekannt und verbreitet im ganzen Bereiche der österreichischen Erblande, so war es auch gewiß

*) Auf einer Vorstadtbühne wurde noch Decennien später „Der junge Werther oder Qualen eines gefühlvollen Herzens“ von Mühling, Posse mit Gesang in einem Act, aufgeführt, und wie solche Sujets in gewissen Zeiträumen wiederkehren, so spielte Nestroy zwischen 1850 bis 1860 den Werther in einer andern Possenbearbeitung, in „Des jungen Werther's Leiden“.

der Dichter des Werther, und fast erscheint die Frage müßig: War denn Goethe in Wien unbekannt? Konnte er es sein, da doch Lessing, Klopstock, Wieland ꝛc. ihre Verehrer daselbst hatten? Sollte er nicht auch seine Gemeinde in Wien gehabt haben, und namentlich auch Gegner, wie er sie überall in Deutschland nach dem Erscheinen von Götz und Werther fand? Aber Gewisses können uns doch nur zeitgenössische Stimmen zur Beantwortung dieser Frage bieten.

Im Jahre 1774 begegnen wir einer Recension des gelehrten und freisinnigen Rautenstrauch:

„Götz v. Berlichingen mit der eisernen Hand. Ein Schauspiel, 1773“ — „Die seltenste und wichtigste Erscheinung unserer Zeiten! Herr Goethe, Dr. jur. in Frankfurt a. Main, ist der Verfasser. Er nennt es ein Schauspiel; dies ist es aber auch — doch nur zum Lesen, und trotz der Nachricht, daß es zu Berlin aufgeführt worden, kann ich mir kaum die Möglichkeit davon vorstellen; wenigstens würde ich um das Vergnügen, es in der Vorstellung gesehen zu haben, hundert andere Ergötzlichkeiten gerne vermissen wollen. Man darf es zehnmal lesen und wird nicht satt werden, und noch dann wird man schwerlich daran denken können, daß der Verfasser sich über alle dramatische Regeln hinweggesetzt habe. — Dieses Stück hat einen Dialog voller Natur, Auftritte voller Empfindung, handelnde Personen voll erhabener und gleichwohl ungekünstelter Denkungsart. Und das Ganze reißt die Einbildungskraft der Leser mit sich fort ebenso mächtig, ebenso stark als Shakespeare. Der Held des Stückes ist ein fränkischer Freiherr, ein feuriger, lebhafter Patriot, welcher zur

Behauptung seiner deutschen Freiheit sich allen damaligen Tyranneien und Unterdrückungen kleiner Fürsten muthig widersetzte und eben deswegen mit seinem Nachbar, dem Bischof von Bamberg, langwierigen Krieg geführt hatte ꝛc. ꝛc."

Folgt die weitere Exposition des Inhaltes und dann: „Die Geschichte und die Personen dieser Handlung sind historisch wahr und machen einen desto stärkeren Eindruck auf die Seelen der Leser" . . . . „Götz hat allenthalben Vertheidiger uud Tadler gefunden. Aber jeder Tadel bemerkt nur, daß es nicht aufzuführen sei, und jedes Lob sagt, der Autor sei ein außerordentliches Genie." Der Autor schließt sich im Weiteren der Meinung des „Merkur" an, der Götz ein Stück nennt, worin alle drei Einheiten auf das Grausamste gemißhandelt werden, das weder Lust- noch Trauerspiel sei, gegen welches man aber doch hundert von unseren weinerlichen, komischen Schauspielen austauschen möchte, deren Verfasser dafür sorgen, daß der Puls ihrer Leser nicht aus seinem gewöhnlichen Gange gebracht und ihre Nerven von keinem Anfall schaudernder Empfindung ergriffen werden. R. macht die Leser seiner Wochenschrift mit „dem deutschen Shakespeare" bekannt und gibt eine und die andere Scene des Stückes wieder, so z. B. die zwischen Selbitz und dem Knechte und einige andere. Der Schluß lautet: „Goethe soll etwas Regelmäßiges schreiben, was könnte man von ihm nicht erwarten!" Man sieht, die meteorartige Erscheinung Goethe's findet noch vor dem Erscheinen Werther's volle Beachtung, aber gleichzeitig erschrickt man vor dem genialischen Revolutionär, der die heilige aristotelische Dreieinigkeit erbarmungslos vom Altare stürzt. Man folgt mit großer Aufmerksamkeit und mit der an den Wiener

Literaten habituellen Unselbstständigkeit den Urtheilen im deutschen Reiche, reproducirt die Kritik eines Göttinger Recensenten, die im III. Bd. des „Merkur" enthalten war, und verfolgte mit Spannung den Ausgang der von Goethe mit seiner Farce „Götter, Helden und Wieland" angezettelten Fehde. Man sah in Wien wie an anderen Orten diesen Streit mit Bedauern. Als in den Miscellaneen des VI. Bd. Wieland selbst das Wort ergriff, der von Goethe so empfindlich Angegriffene, und sein kritisches Wort so unbefangen lautete, bewunderten die Wiener Wieland's „bescheidene, triftige und kernige Beantwortung dieser Streitigkeit". Kurz darauf sagt Rautenstrauch: „Ich wünsche mit unzähligen Andern, daß diese Männer die besten Herzensfreunde werden mögen; denn wer wird es gerne sehen, daß diese zwei großen Genies einander anfeinden und kränken?"

In einem Theaterbriefe von Klemm (Jahrg. 1776 der „Realzeitung" S. 159) heißt es: „Wir sind mit unserem ganzen deutschen Drama in einer seltsamen Verfassung. Goethe, voll Genie und oft auch Weltkenntniß, hat einen Ton angestimmt, der in seinen Nachahmern (!!) oft in das Unnatürliche oder gar Possierliche ausgeartet ist. Sich über alle Regeln wegsetzen, dafür zwar einige Schönheiten substituiren, die meisten Schauspieler am Ende närrisch und unsinnig werden lassen, Blut wie Wasser dabei vergießen, oder mit Protestation der ganzen medicinischen Facultät schnell an Gemüthskrankheiten sterben lassen — mag entzücken, wen es will. Ich rede mit Ihnen von Herzen weg, ich habe mich nicht sonderlich dabei vergnügen können" . . . . Auch dieses Urtheil überrascht nicht. Ein Kenner der Sturm- und Drangliteratur, Prof. Erich Schmidt, sagt in seiner

Schrift über Wagner, Goethe's Jugendgenossen: „Eine Wahnsinnscene durfte kaum in einem Drama fehlen." Die älteren Dichter Deutschlands urtheilten fast alle so wie die Wiener Geschmacksrichter, dazu kam, daß Goethe auch Lenz'sche, Wagner'sche Komödien zugeschrieben wurden, die, wie Voß sagt, „empörerisch gegen das Regulbuch" waren. Der junge Goethe hatte eben in Wien dieselben Freunde und Feinde wie in Deutschland. Sein keckes Auftreten gegen Wieland hatte zudem ihm erstere entfremdet. Man war in Wien für Wieland sehr eingenommen, sein Merkur war Autorität, seine französische Grazie als Autor machte ihn zum Liebling erlesener Kreise, seine literarischen, noch mehr aber seine freimaurerischen Verbindungen mit Oesterreich gewannen ihm in der Kaiserstadt zahlreiche Freunde und ergebene Anhänger. Vor Allem revoltirten die Kunstrichter, die noch ganz und gar an den Lehren der französischen Aesthetik hingen, Lessing durchaus gelten ließen, Goethe aber regellos fanden, gegen die neue Goethe'sche Richtung. So frägt z. B. ein Kriticus J. H. (wohl der Lustspieldichter Heufeld?) 1776: „Was ist der Theatralgeschmack der Nation? Selten können wir aus Deutschland ein Stück mit Erfolg aufführen. Entweder es ist in dem Goethe'schen Geschmacke, da ist es nicht zur Vorstellung geschrieben, welches jedes Drama sein sollte, oder es ist zu matt, zu local für eine andere Provinz als Komödie." — Aber das Publicum in Wien dachte zum großen Theil anders; es ließ sich gegen Goethe nicht einnehmen, wie auch die „Kunstrichter" eiferten. Zur selben Zeit, als die Kritik sich wie oben vernehmen ließ, wurde (1776) Goethe's „Erwin und Elmire" aufgeführt. Man rühmte Md. Sacco, ihren „schönen

Anstand", ihre „Grazie und rührende Stimme" und sie wurde darob „viel bewundert und beklatscht".

Die Theatral-Almanache jener Zeit bringen das Repertoire: „Richard III." von Shakespeare-Weiße, „Barbier von Sevilla" von Beaumarchais, Voltaire's „Verlorenen Sohn", Diderot-Lessing's „Hausvater", „Minna von Barnhelm," Goldoni's „Verliebten Sänger" (im Monat Juli 1776) und dazwischen als Novitäten, am Abend des 13. Juli 1776 aufgeführt: „Die Maskerade" von Destouches, bearbeitet von Gotter, und „Erwin und Elmire" von Goethe. Der Bericht erzählt, daß das erstere Stück abfiel, hingegen das „zweite sehr gefiel und Madame Sacco einen glänzenden Beifall eintrug".

Am 14. wurden beide Stücke wiederholt, in den folgenden Tagen verschwand das erstere, hingegen „Erwin und Elmire" wiederholt wurde. Genau zur selben Zeit gastirte ein gewisser Waeser aus der Provinz Preußen mit einer Truppe, die auch nicht entfernt den Ansprüchen der Wiener genügen und in keiner Weise mit dem National-Theater wetteifern konnte. Um wenigstens Neues zu bieten, brachte er Goethe's „Clavigo", allerdings in völlig unzureichender Weise, zur Aufführung. Waeser spielte den Beaumarchais nach der Aussage seiner eigenen Leute kläglich. Indeß bewirkte das Interesse an Goethe einige Wiederholungen des Stückes.

Waeser verließ das undankbare Wien und fand in Neisse eine bessere Aufnahme. Er hatte aber damit verschuldet, daß „Clavigo", weil nicht mehr neu, erst spät auf die Wiener National- (Burg-) Bühne kam.

Nach der ersten Aufführung am 7. Januar 1786 sagt eine gleichzeitige Wiener Recension: „Der Werth des Stückes ist schon entschieden, ein Lob bedarf es nicht. Genug gesagt, es hat Goethe'n zum Verfasser, dem sich die Wahrheit unverschleiert zeigte und der das menschliche Herz und die Leidenschaften nicht allein aus Büchern, sondern aus der wirklichen Welt studirt hat." Der Recensent bedauert noch die Veränderung, die das Stück erleiden mußte, und dazu hat er vollen Grund, denn diese Veränderung bot ein Zeugniß der größten Geschmacklosigkeit.

Im Jahre 1776 behauptete sich „Erwin" in Wien. Wir finden im August und September das Stück des „Dr. Goethe" auf der Bühne.

Die literarischen Gegner Goethe's, die Anhänger des Alten, sorgten übrigens dafür, daß seinem Namen die Aufmerksamkeit nicht fehlte. Die Anhänger des Alexandriner Dramas eiferten mit aller Macht gegen die Natürlichkeit, gegen den willkürlichen Scenenwechsel u. s. w. Goethe galt auch den Wiener Dichtern und Kritikern als ein Revolutionär und Shakespeare-Jünger. Derbheit, Kraft, Volksthümlichkeit war ihnen neu. Sie hatten sich in kurzer Zeit aus völliger Undeutschheit durchgerungen zu Gellert u. A.; die Anakreontiker erheiterten sie, sie verehrten dann Lessing mit Andacht, begeisterten sich dann für Klopstock und wurden Barden. Nun kam die letzte und schwerste Revolution, man sollte an Volksthümlichkeit Gefallen finden, die ganze literarische Vornehmheit einbüßen, Volkslieder anstimmen und an Reimen Gefallen finden, die angeblich schlechter waren als die des Hans Sachs. Das Wiener Publicum theilte aber nicht die Entrüstung und wandte sich dem neuen Genie zu.

Die Wiener Kritiker eifern unausgesetzt gegen „die itzige Mode der deutschen Poesie“ und der Eine von ihnen tröstet sich mit der Zukunft in folgender Weise: „Nach und nach wird man, wie ich hoffe, aus dem Goetheschen Enthusiasmus zum gesunden Menschenverstand zurückkommen, die Manier Hans Sachs'ens verlassen, man wird den Handwerksburschen ihre Lieder gönnen und die Dichtkunst wieder zu der Würde erheben, von der man sie, man kann sagen, oft unsinnig herabgewürdigt hat.“ Er beruft sich auf Nicolai, der sich über Goethe lustig gemacht, beruft sich ferner darauf, daß auch Andere gegen die Neuerer eifern, „so grob auch die Goethe'sche Partei sein soll.“ Diese „Partei Goethe“ war nun auch in Wien sehr stark, und die Anhänger Goethe's werden immer nur die „Goethianer“ genannt. Ihnen ruft ein Beurtheiler von Lavater's Werken zu: „Unsere Goethianer werden in diesem Theile auch ihre Rechnung finden. Ihr Held und Abgott erscheint in einem sehr vortheilhaften Lichte.“ Lavater nennt ihn den edlen, feurigen, selbstständigen, allwirksamen, genialischen Goethe. Bei dessen Kopfe macht er die schöne Anmerkung: „Wahres Genie ohne Herz — ist Unding, denn nicht hoher Verstand allein, nicht Imagination allein, nicht beide zusammen machen Genie. Liebe! Liebe! Liebe! ist die Seele des Genies.“ Mit beifälligen Bemerkungen citirt diese Lavater'schen Worte die k. k. allerg. priv. neue „Real-Zeitung“ von 1777 (36. Stück).

Am meisten und nicht ohne Berechtigung kämpft die Wiener Kritik gegen die Nachahmer Goethe's. In der ersten Nummer der „Beiträge und Anzeigen von Gelehrten und Kunstsachen“ (1780) wird unter Anderen auch über die Nachahmung geklagt: „Was an Goethe, Herder, Abbt 2c.

von unparteiischen Lesern ganz in der Stille getadelt wird, ist immer von dem großen Haufen am liebsten und eifrigsten nachgeahmt worden. Alexander der Große führte ohne seinen Willen die krummen Hälse unter seinen Hofleuten ein, weil er selbst den Kopf nicht gerade trug. Und seitdem Goethe nur einigemale das arme e verschluckt hat, seitdem schluckt sein ganzes pecus alle e, die ihm vorkommen, bis zum Ersticken hinunter."

Welch' einen Jubel gab es, als Ludw. Fronhofer, Professor, Hofraths-Secretär und der kurfürstl. Akademie Mitglied zu München, 1779 eine Rede gehalten und veröffentlicht hatte unter dem Titel: „Deutschlands belletristisches, goldenes Jahrhundert ist, wenn es so fortgeht, so gut als vorbei."

Eine Philippica auf 28 Quartseiten gegen die Kraftgenies. Die markanteste Stelle darin lautet: „Deutschland, Du stehst, fürcht' ich, am Rande des Abgrunds, Deine Rabener, Haller, Gellert, Hagedorn sind zu ihren Vätern versammelt! Deine Weiße, Ramler, Wieland, Lessing stehen noch vor dem Risse und halten Dich auf! Ach, daß sie sterblich sind, und Deine Klopstock und Deine Goethe, ob sie wohl könnten, Dich nicht retten wollen!"

Die Rede fand in den literarischen Kreisen in Wien großen Beifall. Sie wurde vielfach citirt zum Beweise, daß die „Wiener Kunstrichter nicht den Eigensinn allein haben, sich den neumodischen Bizarrerien zu widersetzen, sondern daß es auch in anderen Ländern Biedermänner gibt, die eben so denken." Das Publicum schien eben den neumodischen Bizarrerien sehr zu huldigen und wandte sich vor Allem Goethe zu, und wurde auch von seinen Nachahmern gefangen genommen.

Wien spielt auch nach verschiedenen Richtungen im Dichterkreise der Stürmer und Dränger eine Rolle. 1774 erschienen Wagner's „Confiscable Erzählungen" (Wien bei der Bücher-Censur; in Wahrheit in Gießen bei Krüger) mit der Widmung: „Der unbefleckten, ätherisch-reinen, fanatisch-ehrbaren und mehr als strengen Bücher-Censur in Wien. Gewidmet vom Verfasser" — ein elendes Machwerk voll Zoten. Im freundschaftlichen Verkehr mit Goethe gab Wagner in Frankfurt 1775 das sechsactige Trauerspiel „Die Reue nach der That" heraus, das seinen Schauplatz in Wien hat und an vielen Stellen der Bewunderung für Theresia und Joseph Ausdruck gibt.

Mitunter aber finden wir doch einen Beurtheiler, der zwischen Goethe und seinen Jüngern wohl zu unterscheiden weiß. Eine sehr beachtenswerthe Stimme erhebt sich in folgender Ausführung: „Wer könnte so seicht sein, und Goethe's schönen, gedrängten, passenden Dialog, seine treffende, markige Schreibart in Prosa und Versen, seine Stärke in der Wahl der angemessensten Worte und Ausdrücke mißkennen? Wenn Empfindung und Gefühl winselnde Schriftstellerchen so etwas Fades, Einförmiges, Gedehntes, Schleppendes hinfaseln, und wie Berchtesgadner Puppen schwach und gebrechlich, entweder nach leichtem französischen Schnitte hintändeln oder in mit Fleiß schwerfällig ausgewähltem englischen Tone in Wolken eingehüllt phantasiren: — so tritt Goethe dafür mit Riesengebeinen auf, noch altdeutsch und unverwöhnt, wie sein Berlichingen voll starker Knochen, Sehnen und Muskeln, und seine volltönende Mannssprache macht die Tändler und Fasler zittern und fliehen"......
„Aber seine Nachahmer! ahmen am liebsten das nach, was

Goethe seinen Berlichingen auf dem Schlosse zu Haxthausen zum Trompeter sagen läßt, die Ungezogenheiten, Saloperien, Schimpfwörter und Grobheiten, davon besonders Lenz im „Hofmeister“ und Wagner in der „Kindesmörderin“ ein Schock liefert. Sie werden in dem Marionettentheater durch eine zu hudibrastische Caricatur oder Uebertreibung lächerlich gemacht.“

Man sieht hier klar, daß Goethe, vor dem Werther in Wien bekannt, zur Zeit des Erscheinens des Werther und noch lange nachher das literarische Losungswort des Tages war und blieb; daß er zahlreiche Bewunderer in Wien und einen Theil der literarischen Kritik gegen sich hatte; daß die literarische Revolution, die er angestellt, große und mächtige Kreise zog, daß seine stürmischen Jugendgenossen vornehmlich durch ihn bekannt wurden; daß man ihre Verirrungen häufig ihm auf die Rechnung setzte, daß man aber zwischen dem Genie Goethe's und den Kraftgenies Klinger, Lenz und Wagner wohl zu unterscheiden wußte.

* * *

Es ist nun Zeit, daß wir uns der Untersuchung der Frage zuwenden: Wie mag die Legende von der ersten Bekanntschaft der Wiener mit Goethe's Werther durch ein Feuerwerk wohl entstanden sein? Sind es Wiener Berichte, zeitgenössische Stimmen, welche davon übereinstimmend sprechen, oder hat ein Einzelner diese Mähr in die Welt gesetzt? Und wenn, so spricht alle Vermuthung dafür, daß es ein viel gelesener, weitverbreiteter, später noch viel benützter Bericht gewesen sein muß, auf welchen der Ursprung

dieser Legende zurückzuführen sein würde. Nun, einen solchen Bericht lieferte Friedrich Nicolai, der Berliner Buchhändler und Schriftsteller, ein Orakel seiner Zeit, in seiner „Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz“ (1781). Im 2. Bd. der 3. Aufl., S. 536 u. ff. lesen wir, daß in Linz ein ständiges deutsches Theater gewesen, welches drei- bis viermal in der Woche gespielt, und außerdem sich dort eine reisende Truppe aufgehalten habe, „welche sich das Sommertheater nannte“ und ohne besondere namentliche Direction komische Opern, zum Theil an denselben Tagen, aufführte. Der reisende Nicolai bemerkt: „Es kann wohl sonderbar scheinen, daß in einer so mäßigen Stadt, wie Linz ist, und zwar im Sommer zwei Schauspielgesellschaften existiren können, und dazu noch ein besonderer Redoutensaal gebaut, der 600 Personen faßt.“ Man erwartet die Folgerung zu vernehmen, daß in der oberösterreichischen Provincialhauptstadt ein reges Kunstleben geherrscht haben müsse. Anstatt dessen aber findet sich die Bemerkung: „Dies ist ein Beleg zu dem Zuge im Nationalcharakter der Einwohner Oesterreichs, welche Wohlleben, Gemächlichkeit und alle Arten von Schauspielen lieben. Man gebe ihnen panem et circenses, so sind sie zufrieden.“ So ist denn Nicolai der eigentliche Vater einer stets wiederkehrenden einseitigen und vorurtheilsvollen Auffassung des österreichischen Volkscharakters, welche auch später noch in dem geflügelten, vielcitirten Schiller'schen Worte von dem „Volke der Phäaken“ wiederhallt. Nicolai schreibt dann weiter: „Ich muß wenigstens einen Theil des Bulla'schen Komödienzettels vom 31. Mai anführen. Nachdem der „gebesserte Ehemann“, ein neues Lustspiel in zwei Aufzügen, angekündigt worden, heißt es:

„Dann folgt „das neue große tragische Ballet“ in drei Aufzügen von Herrn Schmalögger. Die eigens dazu componirte Musik ist von Herrn Capellmeister Teller. Genannt:

„Der junge Werther.“

Personen:

Albert, Lottens Gemahl	Herr Horschelt
Lotte	Mad. Schmalögger.
Werther	Herr Schmalögger.
Wilhelm	Herr Rösler.
Vater der Lotte	Herr Perchthold.
Bedienter des Werther	Herr Scheibl.
Werther's Geist	Herr Lorang.

„Da ein Blatt die in diesem Ballet vorkommende Pantomime, Handlung und Ausdruck nicht fassen könnte, so ist der ganze Inhalt desselben einen Bogen stark abgedruckt. Und sind die Bücheln bei der Casse, und in der Wohnung des Directors pr. 10 Kr. zu haben.“ Dazu bemerkt nun Nicolai: „Der arme Werther! und wie viel Leiden werden ihm nicht noch immer angethan! Hier muß er aus der Welt heraustanzen, und in jener Welt muß in einer besonderen Person sein Geist wiederum tanzen, und zwar mit so viel Pantomime, Handlung und Ausdruck, daß sie ein Blatt nicht fassen kann, sondern ein Bogenbüchel per 10 Kr. dazu nöthig ist! In Wien ward bei meiner Anwesenheit ein Feuerwerk — wird man es glauben: Ein Feuerwerk! — gegeben, betitelt: „Werther's Zusammenkunft mit Lott'chen im Elysium.“ So spricht Nicolai an mehreren Orten im 2., 3. und 4. Bande seiner Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz, im letzteren

S. 474 ff. und 623 von den Wiener Feuerwerken und auch speciell von dem Feuerwerke „Werther's Zusammenkunft mit Lott'chen im Elysium". Er berichtet: „Dies große Schauspiel war gleich einer anderen Haupt- und Staatsaction in zween Aufzügen getheilt, in's Frontenfeuer und in die Decoration. Das Frontenfeuer enthielt in fünf Abtheilungen: Eins (antike Feuerwerks-Capricen), zwei (die ägyptische Centifolie), drei (Werther's fröhliche Tage), vier (Werther's getrennte Vereinigung) fünf (Werther's Vereinigung mit Lott'chen bei seiner Ruhestatt). Und die Decoration enthielt: Werther's und Lott'chens Aufenthalt in den Gefilden des Elysiums. —"

Nicolai bemerkt dann weiter, es würden gewiß die Leser über den fruchtbaren Geist staunen, welcher so unvorhergesehene Dinge zusammenbringen konnte, und sie würden noch mehr erstaunen, wenn sie den ganzen Anschlagzettel mit allen Erklärungen lesen sollten. Beiläufig erzählt er, man habe es ihm in Wien übelgenommen, daß er das Feuerwerk nicht gesehen und lieber bei dem guten Prälaten von St. Dorothea mit Gebler (dem Staatsrath und dramatischen Dichter) geblieben, „da ja die Wiener die deutsche Partei des Joh. Georg Stuwer nehmen." Die Freunde hätten ihm dringend empfohlen, ein Feuerwerk, „den feuerspeienden Vesuv mit Neapel, dem Schloß und Castell," zu sehen, er habe sich aber zu lange in Neu-Waldegg im Parke des Grafen Lacy aufgehalten und sei erst im Prater angekommen, als das Feuerwerk vorüber war. Er selbst zählt Stuwer zu den „Künstlern" und bemerkt beiläufig, die „Lustfeuerwerkmacher" seien in Wien in großem Ansehen. Und an einer anderen Stelle: „Herr Joh. Georg Stuwer hat hierin

die Ehre Deutschlands gerettet, denn er hat seit 1774 in dieser glänzenden Kunst mit zwei erfindsamen Italiänern Namens Girandolini und Mellina im Prater gewetteifert; und deutsche Art und Kunst hat sich hier so vorzüglich gezeiget, daß die Italiäner ihr den Vorzug haben lassen müssen."

Man sieht, auch Nicolai spricht mit einiger Genugthuung von dem Triumphe der Deutschen und zwar selbst ganz in dem von ihm bespöttelten Tone derer, welche „die deutsche Partei nehmen". Stuwer ziehe zehn- bis zwölftausend Personen in den Prater, viele redeten „mit einem so großen Enthusiasmus von den Kunstwerken Stuwer's, daß man von Werken der Einbildungskraft und des Verstandes kaum höher sprechen könnte . . . ." „Allerdings ist auch Herr Stuwer um Ausbreitung des Geschmackes an Kunst bemüht" 2c.

So Nicolai, aber an keiner Stelle finden wir die Behauptung, daß die Wiener den Werther erst aus diesem Feuerwerke kennen gelernt hätten. Nirgends, so oft Nicolai dieses sonderbaren pyrotechnischen Stückes Erwähnung thut, ist dessen Vorführung als Beleidigung der deutschen Kunst, als Verleugnung der Poesie aufgefaßt und dargestellt. Nirgends endlich wird der ganze Vorgang als Beweis der Ignoranz genommen, nicht entfernt wird er als Unbekanntschaft mit Werther gedeutet, und es wird durchaus nicht von Nicolai gefolgert, daß dieser Gegenstand den Wienern in einer anderen, edleren und ursprünglicheren Form fremd gewesen sei. Ist irgendwo in dem Angeführten von Goethe's Gestalten die Rede? von dem Verhältnisse der Wiener zu Goethe die Rede? Nirgends! in keinerlei Weise!

Das hat also erst die spätere Zeit, die tendenziöse Benutzung dieses Nicolai'schen Berichtes zu behaupten gewagt, daß die Wiener erst aus dem Feuerwerke Goethe's Werther kennen gelernt haben. Nicolai mag die ursprüngliche Quelle gewesen sein, die vielfach getrübt, offenbar nur abgeleitet, benutzt worden ist. Wenn auch Nicolai nicht sehr unbefangen, nicht vorurtheilsfrei urtheilte — einfältig war er nicht, die Strömungen der Zeit kannte er gar wohl, die Gedanken und Empfindungen, die Goethe's Kunstwerk hervorbrachte, waren ihm sehr bekannt, und er wußte genau Bescheid darüber, was in Berlin und Wien dem Volke geläufig war. Und wäre es denn nicht eine lächerliche Behauptung gewesen, zu sagen, Goethe's Werther sei den Wienern unbekannt? Gerade die regelmäßige Erfahrung spricht dafür, daß die großen, allgemeines Aufsehen machenden Erscheinungen vielfach benutzt, auch parodirt, travestirt, in Balletformen dargestellt werden. Eine Behauptung, wie die erwähnte, stünde auf einer Linie mit der. daß beispielsweise die Wiener von heute Richard Wagner's „Tannhäuser" aus der possenhaften Parodie, Goethe's „Faust" aus der Posse „Fäustling", Tasso's herrliches Gedicht aus einem im Jahre 1878 aufgeführten Ballet, Meyerbeer's „Robert der Teufel" aus der Gesangsposse „Robert der Teixl" und vielleicht gar die griechische Mythologie und den Homer aus Offenbach's „schöner Helena" kennen gelernt haben.

Die Wiener Stadtbibliothek bewahrt die Feuerwerksprogramme seit Beginn dieser Productionen. Und wenn wir diese Sammlung durchmustern, so finden wir, daß, seit 1775 Stuwer, Girandolini und Mellina wetteiferten, immer nur die allerbekanntesten Stoffe der gaffenden Menge

vorgeführt wurden. „Die Sündflut,“ „Mahomet und die Wallfahrt nach Mekka,“ „Der Olymp, der Wohnsitz der Götter,“ „Judith und Holofernes,“ „Amor und Psyche“ sind die Gegenstände der Darstellung.

Gewöhnlich findet sich dabei die Bemerkung: „Dieser Gegenstand wird nur Wenigen unbekannt sein.“ Bei besonderen Festlichkeiten und bei patriotischen Anlässen erscheinen die Bildnisse von Kaiser und Kaiserin oder der Helden des Tages, immer aber ist es, wie natürlich, ein Gegenstand, der die Tagesstimmung beherrscht und Jedermann geläufig ist und keines Commentars bedarf. Der Pyrotechniker hat die Neugierde der Menge immer als Voraussetzung, das Verständniß derselben für seinen Gegenstand zur Bedingung, die Wirkung muß eine augenblickliche, eindringliche sein, demnach ist die vollkommene Vertrautheit mit dem Gegenstande von Seite des Publicums unerläßlich. Ein häufig wiederkehrender Stoff der pyrotechnischen Darstellung ist z. B. „Die Belagerung und der Entsatz der Stadt Wien“. Ein andermal wird, nachdem das allgemeine Interesse und ungeheure Spannung an dem Schicksale von Gibraltar hing, vorgeführt: „Die von der königlich englischen Flotte proviantirte, hierauf von den Spaniern bombardirte Stadt und Festung Gibraltar.“ Oft kehrt die Bemerkung auf den Anschlagzetteln wieder: „Die Geschichte dieser Handlung ist zu bekannt, als daß es nothwendig wäre, solche hier umständlicher zu beschreiben.“ 1801 wird „Einnahme und Erstürmung der Festung Hanau“ vorgeführt, 30 Jahre später „Die Belagerung von St. Jean d'Acre“. 1848 wird die Feier der Wiedergeburt Oesterreichs im Feuerwerke vorgeführt. Ein Feuerwerk, in vier Fronten abgebrannt, darstellend Nationalgarde, Universität, Frauen

Wiens ꝛc. Am 3. August 1848 wird der Sieg Radetzky's im Feuerwerke dargestellt und 1850 eine Ehrenhalle der österreichischen Feldherren vorgeführt mit den Porträts der Generale Radetzky, Haynau, Windischgrätz, Jellachich. 18 Jahre später führt der Pyrotechniker den versammelten deutschen Schützen neben anderen Bildern aus der Geschichte des Tages den Andreas Hofer vor. Wollte Jemand behaupten, daß die Wiener von 1868 den Helden des Tiroler Freiheitskampfes erst aus dem Feuerwerke kennen gelernt haben? Das gaffende, schaulustige Volk sucht nicht neue Bekanntschaften im Feuerwerke, sondern im Gegentheile, es bejubelt nur das neue Erscheinen und die gelungene Darstellung des Bekannten, Beliebten, von ihm Gefeierten. Und wenn nun Werther und Lotte im Brillantfeuerwerk erschienen sind, so traten sie als die dem Letzten im Volke bekannten Gestalten einer unglaublich volksthümlichen Dichtung in Beleuchtung.

Vor uns liegt aus der Sammlung der Stadtbibliothek das Original des Programmes, von dem Nicolai einen Auszug gab. Auf dem Kopfe des alten Druckes liest man: „Freitags den 22. Juny oder den 26. darauf, wenn es die Witterung zuläßt, werde ich die Ehre haben, mein Zweytes großes Feuerwerk abzubrennen unter dem Titel: Werther's Zusammenkunft mit Lott'chen im Elysium."

„Einem hochschätzbarsten Publicum von dem Umriß meines Plans, oder was ich von der „bekannten" Geschichte Werther's und Lottens zu meinen Feuerwerksvorstellungen eigentlich nützte oder dazu dichtete die schuldigste Rechenschaft zu geben fand ich umsomehr erforderlich,

als verschieden die Erwartung von Einkleid- und Entwickelung dieser Vorstellungen sein dürfte."

Man beachte wohl: die Geschichte wird ausdrücklich als bekannt bezeichnet. Weiter hat es Mellina gar nicht auf Täuschung abgesehen; er denkt gar nicht daran, des jungen Werther's Leiden selbst darzustellen, er gibt vielmehr schuldige Rechenschaft darüber, was er benützt oder dazu gedichtet hat. Er hat eben nur zwei bekannte Typen, zwei populäre Romanhelden, ein sprichwörtliches, Jedem theures Liebespaar sich angeeignet. Er setzt voraus, daß die Erwartung von Einkleidung und Entwickelung dieser Vorstellung verschieden sein dürfte, d. h. daß die Wissenden, die Kenner der Handlung gar neugierig sein dürften zu sehen, was er mit diesen Figuren angefangen.

Und nun zur Handlung selbst! — „Ich nahm also an, daß sich zwo edle Seelen schon einige Zeit zärtlichst liebten, und ihre Liebe durch ein eheliches Band auf immer belohnt zu sehen wünschten" — wir sehen, die Einleitung beginnt mit einer Supposition oder besser Fiction, die ja mit der Goethe'schen Handlung von vornherein nichts gemein haben will, sich an die Gattung Werther, nicht an die Individuen hält — „allein der merkliche Unterschied ihrer Abstammung bewog beiderseitige Anverwandte dieses Bündniß zu hindern, in wessen Hinsicht Lottchens Eltern selbe an einen jungen Mann versprachen und bald darauf an ihn ehelich trauen ließen. Uebertriebene Eifersucht von Seite des Mannes nebst der strengsten Tugend Lottens verschlossen Werthern in Kürze den Zutritt in ihr Haus. Sie sprachen sich nicht mehr, bis Lottchen mit ihrem Gemahl verreiste, dem sich beurlaubenden Werther aber gebot, sie nicht weiter zu

verfolgen. Jetzt rast unser gefühlvoller, feuriger Jüngling; Einsamkeit, tiefe Schwermuth und Verzweiflung stimmen ihn auf's Aeußerste. Ein schleichendes und zehrendes Fieber ergriff ihn und stürzte ihn in's Grab. Lottchens empfindsames Herz vom Uebermaß der Schmerzen über das Unglück ihres Freundes ganz zusammengedonnert, überlebt ihn nur wenige Tage. Beide wurden also Opfer des Vorurtheils, fanden sich aber im Elysium auf immer wieder."

Aus der Darlegung dieser Handlung sieht man, daß dieselbe mit dem Goethe'schen Roman fast nichts gemein hat, und daß den Wienern das gedachte Feuerwerk am allerwenigsten die Bekanntschaft mit Goethe's Werther zu vermitteln geeignet war. Keine Wiener Zeitung jener Tage bringt einen Bericht über dieses Feuerwerk, Beweis genug, wie wenig Bedeutung für die gebildete Welt der Kaiserstadt der ganze Vorgang hatte. Wenn man aber nach einem Beweise verlangte dafür, daß die Art der Feuerwerksprogramme nicht nach dem Geschmacke des Wiener gebildeten Publicums von damals war, so könnte nachfolgende Warnung eines Journals unbedingt als solcher gelten: „In Betreff ihrer Zettel nur ein klein Bischen weniger Uebertriebenes, damit man nicht von dem Zettel mit Ungeduld weggehe und ausrufe: Ei, du Gauklergeschwätz! —" An einer anderen Stelle: „Macht so viel Wind und Worte, meine Herren, auf den Zetteln, als es Euch beliebt, das Publicum weiß, was es glauben soll." So schrieb man sechs Jahre vor dem Eintreffen Nicolai's in Wien. Etwas später heißt es: „Nichts ist possirlicher als die Feuerwerksanschlagzettel." Und wieder an einer anderen Stelle: „Herr Stuwer hat einen Zettel zu seinem Feuerwerk drucken lassen, wobei man mehr

Zeit braucht ihn zu lesen, als er vielleicht sein Feuerwerk abzubrennen" u. dgl. m. Es braucht demnach wohl keines Beweises weiter, daß die marktschreierische Ankündigung der Feuerwerkskünstler nicht nach dem Geschmacke der gebildeten Bevölkerung war. Es war auch der neueren Zeit erst vorbehalten, die Wiener der Aufklärungsperiode als von barbarischem Geschmacke ohne Antheil und Empfindung hinzustellen und die ohnehin etwas gehässige Auffassung Nicolai's zu verschärfen.

Wie hätten etwa die Wiener von damals eine Behauptung wie diejenige, daß ihnen Goethe's Werther erst durch ein Praterfeuerwerk bekannt geworden sei, beantwortet? Es ist eine alte Erfahrung, daß die Wiener sich über sich selbst gern lustig machen, dennoch aber von Fremden den Tadel sehr schief nahmen und nehmen. Stärker hat sich Niemand ausgesprochen, als Blumauer selbst in dem „Unterhaltungskalender eines jungen Wiener Herrchens":

„Des Sonntags weid' ich mich an unsern schönen Hetzen,
Am Montag muß mich Kasperle ergötzen:
Am Dienstag lädt mich's deutsche Schauspiel ein,
Am Mittwoch trag' ich nur mein Ohr hinein.
Zeigt sich am Donnerstag nicht Stuwer's Kunst,
So giebt es wenigstens doch eine Feuersbrunst.
Am Freitag kann ich früh die Ochsentheilung sehen,
Die wechsel' ich Abends mit Assemblee'n.
Nur Samstags, ach! ist meine Lust erschöpft,
Seitdem man nicht mehr rädert, henkt und köpft.

Und doch, wie scharf hat er dem Nicolai erwiedert in seinem „Prolog zu Herrn Nicolai's Neuester Reisebeschreibung von Obermayer" (recte Blumauer), einer giftigen

Satire auf das oberflächliche, rasch absprechende Urtheil Nicolai's: „Wie Hundewuth und Wasserscheu Burmann und Klotz befallen. Der letztere biß gar schrecklich um sich, Dr. Lessing gab ihm zwar zum Schwitzen ein, allein es war schon einmal geschehen." Und im Hinblicke auf den Kampf der beiden „Bibliotheken" (Klotz-Halle = Berlin-Nicolai):

„Einst als die Wuth in's Hirn ihm schoß,
Ging er auf Nicolai loß
Und packt ihn bei den Ohren;
Der Arme schrie gar jämmerlich
Iha! iha! — und fühlte sich
Zum Krittler auserkoren."

Nun war das Gift im rechten Mann. Er begann die Dichterschaar, die nicht so wie sein Ramler war, in Stücke zu zerreißen; er fiel auch einen Britten an, mit seinem Uebersetzerzahn, dann geht er auf Reisen:

.Gar bald kam er in Wien auch an.
Hier schärft er seinen Krittlerzahn
Zu neuen Heldenthaten;
Trank unsern Ratzersdorferwein
Und, ach, verbiß sich obendrein
In unsern Lungenbraten." —

Selbst in Berlin sah man ihn für wüthend an:

„Man disputirte her und hin,
Und als die Aerzte von Berlin
Nun ihre Vota gaben
Und decidirte der, man sollt'
Ihm Ader lassen, jener wollt'
Ihn angezapfet haben."

Der Protomedicus entscheidet für Purgiren, das Mittel wirkt und

„Nach langem Drucken endlich wich
Das Gift von ihm, er gab von sich
Acht dicke Bände Reisen:
Dazu lud er uns schriftlich ein,
Und wer von der Partie will sein,
Dem wünsch' ich — wohl zu speisen!"

Wie cynisch! wird man sagen. Aber, was dem Einen recht, muß dem Andern billig sein. Die Stürmer und Dränger Lenz und Klinger stimmten dieselbe Tonart an wie Alois Blumauer aus Steyr, und gar Nicolai gegenüber schien es fast literarischer Brauch zu sein, so zu sprechen. Man denke an das Epigramm, Xenion, Bildchen — selbst Vischer ist in Verlegenheit es zu classificiren — „Nicolai auf Werther's Grab"!

Noch einmal wird Nicolai's Reise vorgenommen (von Blumauer) in „Nicolai's Reise", ein Lied nach der bekannten Melodie: „Es waren einmal drei Schneider gewest." So antwortete die in der Reisebeschreibung oft herausgeforderte Empfindlichkeit der Wiener, die fremden Tadel so ganz und gar nicht vertragen konnte. Der Unwille über Nicolai's Bemerkungen und Auslegungen war allgemein, die Antworten waren scharf, unmanierlich und unfläthig, so daß schon gleichzeitige Leser der Beschreibung sich gegen diese Art von Beantwortung kehren, und entrüstet läßt sich eine Stimme vernehmen: „Wenn ein Reisebeschreiber unter hundert Wahrheiten zehn sagt, die nicht auf der Capelle ganz richtig befunden werden, verdient er deswegen eine solche erniedrigende Behandlung?"

Wie hätten erst die Wiener Literaten, die, wie man sieht, mit Waffen jeder Gattung sich wehrten, die vielerwähnte Werther-Behauptung beantwortet? Unbeantwortet wäre sie

nicht geblieben. Aber Nicolai bringt bei all' seiner Voreingenommenheit gegen süddeutsches, gegen österreichisches, gegen katholisches Wesen, bei all' seinen Irrthümern im guten Glauben, bei absichtlichen und unabsichtlichen Unwahrheiten nichts Derartiges vor. Nicolai hat seiner ganzen Stellung nach nicht der Anwalt des jungen Goethe sein können und wollen. Er empfand nichts von jener Entrüstung, die seine Nachfolger befällt, indem sie Werther im Feuerwerk erblicken. In der That, ihm wäre es am übelsten zu Gesicht gestanden, über Mangel an Empfindung, an Schätzung des Werther zu klagen. Im Gegentheile, Alles spricht dafür, daß Nicolai von Werther und seinen zahlreichen Spuren in Oesterreich sich belästigt fühlte, und daher die Bemerkung. Hatte er doch eine Fortsetzung von Werther's Leiden geschrieben, in welcher er seine Philisterweisheit der Schönseligkeit zum Richter bestellte. Er hatte in rohester Weise Werther parodirt! — Werther schießt sich nur ein Auge aus, da Albert seine Absicht errathend die Pistole mit Hühnerblut geladen hat. Hierauf tritt er dem Freunde seine Lotte ab, und dieser muß erfahren, daß das ihrer Ehe entsprossene Kind von einer syphilitischen Amme angesteckt wird. —

Wie unschuldig ist doch der italienische Feuerwerker in Wien gegen den Bannerträger der Berliner Aufklärung! Nicolai konnte wohl Aerger über die Popularität Werther's empfinden, der ihn in Oesterreich überall verfolgte, sogar im Ballet und im Feuerwerk, aber er konnte sich nicht in einer Pietät für Goethe's Dichtung verletzt fühlen, die er nicht besaß. Nach all' dem, was wir vorgeführt, dürften auch diejenigen ihre Entrüstung sparen, welche ihre Wissenschaft von der Verbreitung Werther's in Wien bei Nicolai

geholt haben. Jeder Kenner der Literatur weiß, wie Goethe für die „Freuden des jungen Werther“ Rache genommen in „Nicolai auf Werther's Grabe“. Dann schrieb Goethe einen übrigens niemals veröffentlichten Dialog zwischen Werther und Lotte — „Werther ist in Folge des Schusses mit Hühnerblut erblindet und kann Lotten, deren Gatte er ist, nicht sehen, worüber er sich bitter beklagt. Eben so wenig ist Lotte mit dem blinden Gatten zufrieden, und sie schelten beide auf Nicolai, daß er sich unberufen in fremde Angelegenheiten mische.“ — Einen Vers führt uns Goethe an:

„Mag jener dünkelhafte Mann
Mich als gefährlich preisen;
Der Plumpe, der nicht schwimmen kann,
Er will's dem Wasser verweisen!
Was schiert mich der Berliner Bann,
Geschmäckler-Pfaffenwesen!
Und wer mich nicht verstehen kann,
Der lerne besser lesen.“

Noch zwanzig Jahre später hat Goethe Nicolai's philisterhafte Opposition gegen Werther nicht vergessen. Nicolai litt an Hallucinationen und ließ sich Blut nehmen. Goethe führt ihn in der Walpurgisnacht als Proktophantasmist ein und läßt Mephisto von ihm sagen:

„Er wird sich gleich in eine Pfütze setzen,
Das ist die Art, wie er sich soulagirt,
Und wenn Blutegel sich an seinem Steiß ergetzen,
Ist er von Geistern und von Geist curirt.“

In den Xenien heißt es in Bezug auf Nicolai's „Freuden des jungen Werther“:

„Worauf lauerst Du hier? Ich erwarte den dummen Gesellen,
Der sich so abgeschmackt über mein Leiden gefreut.“

Wie seltsam, diesen Nicolai als unfreiwilligen Zeugen für angebliche Herabsetzung von Goethe's Werther eintreten zu sehen!

Schon Appel in seinem lehrreichen und mit Fleiß gearbeiteten Buche „Werther und seine Zeit“ citirt: „Leiden des jungen Werther. Eine bekannt wahre Geschichte. Hierin sämmtliche Arien, welche von Albert, Lotte und Werther während der traurigen Begebenheit gedichtet worden sind.“ (Berlin bei Ernst Litfaß.) Weiter spricht Appel von Werther-Bearbeitungen „für's Volk oder vielmehr für den Janhagel“. Er erwähnt der vielen Parodien und Bänkelgesänge in Norddeutschland. Aber wer würde daraus einen Schluß ziehen wollen auf die geringe Verbreitung des Werther, auf die mangelnde Theilnahme für Werther's und Lottens Geschick, wer wollte darum den Berlinern von damals die Gefühlsstimmung absprechen oder sie und ihren Geschmack barbarisch nennen? Wohl wissen wir, daß die Berliner Aufklärer gegen Werther eingenommen waren, daß sogar Lessing, der seinen Freund Jerusalem durch Werther verhöhnt glaubte, nahe daran gewesen sein soll, Werther'sche Briefe herauszugeben und gegen Goethe zu polemisiren nach Art seines Verfahrens gegen Klotz. Trotzdem hatte Goethe seine große Gemeinde in Berlin wie in Wien, die Empfindsamen griffen begierig nach dem Werther da wie dort, die schönen Seelen schwelgten da wie dort in den Empfindungen, die Werther's Leiden weckten. Nichts wäre verfehlter als nach der Schablone einer After-Völker-Psychologie „die nüchternen, scharfen Berliner“ wie die „leichtsinnigen Phäaken von Wien“ zu gleicher Zeit als theilnahmslos für eine die ganze Welt in Bewegung setzende Dichtung hinzustellen.

Seltsamer Weise hat sich das Wiener Feuerwerk und die Opposition der Nicolaiten in dem Gedächtnisse der Literaturhistoriker besser erhalten, als die wüthende Opposition, welche gerade in den Hauptnestern der Literatur von Seite Frommer sich erhob. In Leipzig, mit seinem Buchhandel, seinen Zeitschriften, Jahrbüchern, Bibliotheken, gelehrten Schulen, seiner alten literarischen Tradition 2c. herrschte nicht gerade eitel Begeisterung für den Werther. In Goethe's „Klein-Paris", wo der Roman bei Chr. Frd. Weygand an's Licht trat, tobten die Frommen gegen Goethe, verdammten Werther als eine Verherrlichung des Selbstmordes; die Familienväter bejammerten laut die Ueberschwänglichkeit ihrer Söhne und Jungfern Töchter.

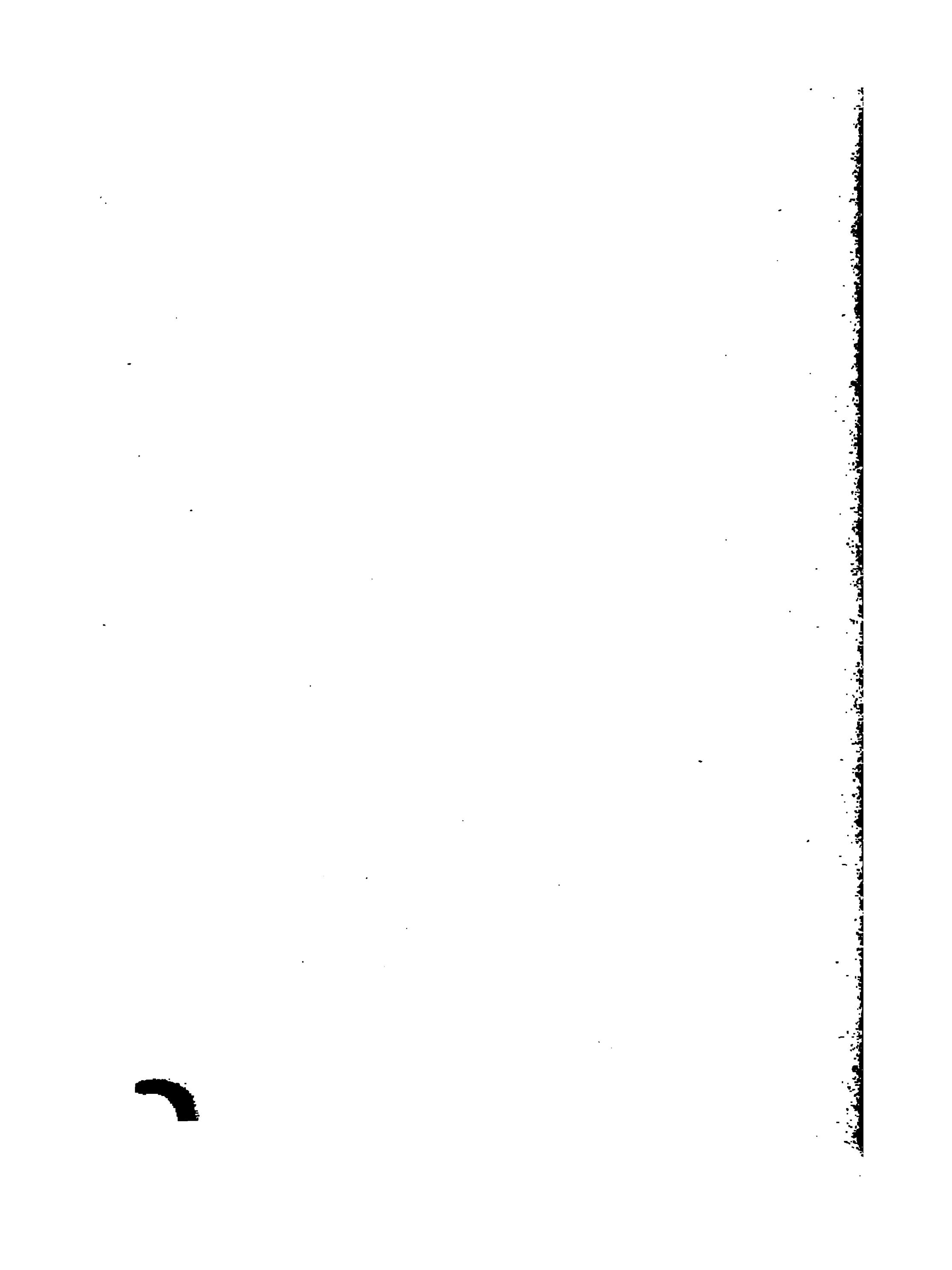
„Es fürchteten am Ende gar
Die feisten Superintendenten,
Die Weiber präsentirten ihn'n
Den Dolch in ihren Händen.

Drum setzten sie sich an den Tisch
In ihren großen Krägen
Und fingen an mit Gott und Muth
Die Sach' zu überlegen."

Der hochwohlweise Rath der Stadt Leipzig sah sich dann endlich veranlaßt, durch Magistratsbeschluß das Buch „Die Leiden des jungen Werther's" bei hundert Reichsthaler Strafe zu verbieten. Bis nach Dänemark hinauf beeinflußte die lutherische Geistlichkeit da und dort die Regierung, den Werther zu unterdrücken. Die Mucker in ganz Norddeutschland waren auf, und der gewaltige Gottesstreiter Joh. Melchior Gözze, evangelisch-lutherischer Hauptpastor zu St. Kathrin in Hamburg, schleuderte gegen das Büch-

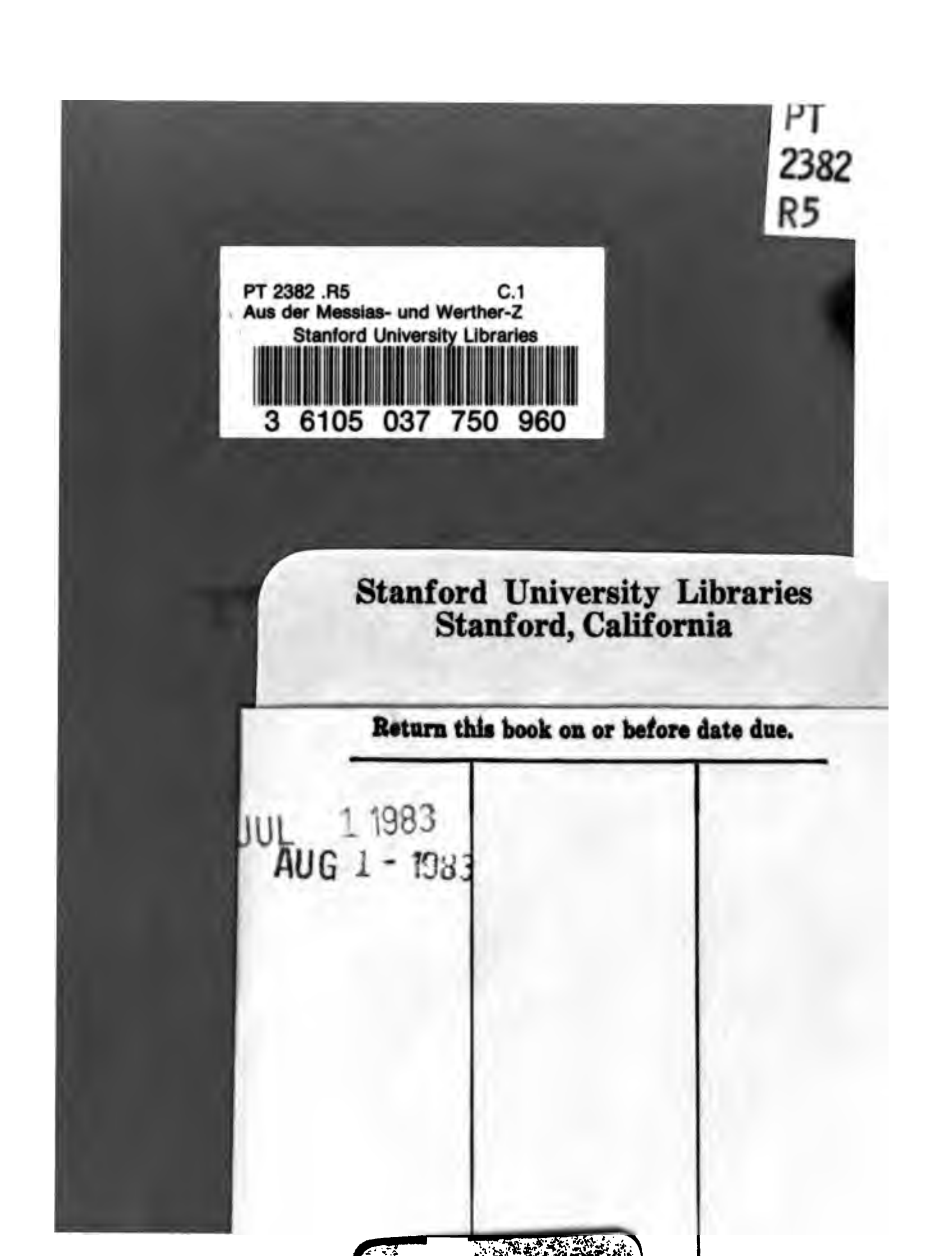
lein seinen Bannfluch! Dieses Anathem (bei Appel S. 127), eine Broschüre von sechzehn Seiten, schildert den Werther als gottlos und gemeinschädlich und ruft endlich die Polizeigewalt zu Hilfe. In der Uckermark eiferte Dilthey gegen Goethe's Dichtung heftig. Und auch im Süden Deutschlands, im protestantischen Theile von Baden, tobten die Gegner, allen voran der badische Kammerrath und Professor zu Karlsruhe Joh. Aug. Schlettwein, der mit seinen zwei anonym erschienenen Tractaten gegen Werther (Appel 138 ff.) und gegen die fluchwürdigen Absichten Goethe's wüthete.

Wie unschuldig nimmt sich gegen das Leipziger Verbot, gegen den Hamburger Bannfluch das vielcitirte Wiener Feuerwerk aus! Nirgends hören wir den Dichter sich gegen Wien und die Wiener äußern, wie gegen Auguste Stollberg „über das Berliner Hundezeug". Literarisch ist der Wiederhall, den Werther in Wien geweckt, kaum zu merken, ganz entsprechend der receptiven Stellung des Wiener Schriftstellerthums jener Tage, der passiven Rolle, welche Wien jener Zeit übernommen hatte, in welcher aber um so deutlicher eine außerordentliche, allgemeine und warme Theilnahme an der literarischen Production Deutschlands wohl zu merken ist. Wir glauben die Beweise dafür in hinreichender Zahl geboten zu haben. Sie widerlegen auf das Bestimmteste die alle Zeichen innerer und äußerer Wahrheit entbehrende Behauptung, die sich von Buch zu Buch und von Geschlecht zu Geschlecht forterbt und, wie wir gesehen haben, selbst in Werken von Bedeutung und sonst kritischer Methode nicht fehlt.








PT
2382
R5
PT 2382 .R5 C.1
Aus der Messias- und Werther-Z
Stanford University Libraries
3 6105 037 750 960
Stanford University Libraries
Stanford, California
Return this book on or before date due.
JUL 1 1983
AUG 1 - 1983

